

Harald Lemke

UNTER
FREUNDEN
GESAGT

Philosophische Dialoge

Hamburg 2000

I.

DAS FEST

Kurz nach seiner Rückkehr — M. war, wie jedes Jahr, dem unerfreulich grauen und kalten Klima der Winterzeit für einige Wochen entflohen — und als Zeichen, wieder im Lande zu sein, veranstaltete er ein großes Fest, zu dem er alle seine Freunde und Bekannten einlud. Er scheute keinen Aufwand, musste jedoch enttäuscht das Fest kleiner planen, als von ihm gewünscht. Denn trotz aller Bemühen war es ihm nicht gelungen, einen geeigneten und auch bezahlbaren Raum zu finden, der groß genug für viele Leute und einige künstlerische Darbietungen gewesen wäre. So blieb M. nur die Wahl, in den eigenen vier Wänden zu feiern.

Die Feier lief schon einige Zeit, als S. — unplanmäßig verspätet — eintraf. Jemand, den er nicht kannte und nur zufällig in der Nähe der Tür stand, machte S. auf. Er wollte sich gerade dafür bedanken, aber die Person hatte sich schon von ihm gleichgültig abgewandt. Wie sich herausstellte, kannte S. fast niemanden von den Anwesenden. Er kannte noch nicht einmal den Gastgeber persönlich, so dass er ein wenig verunsichert, aber auch neugierig durch die unübersichtlichen Räume irrte, bis er schließlich die völlig überfüllte und verrauchte Küche fand. — „S.!, da bist du ja endlich!! Ich hab mich schon ernsthaft gefragt, wo du nun wieder steckst. Naja, Hauptsache du hast hierher gefunden“, E. umarmte seinen Freund stürmisch und setzte fort: „M., ich möchte dich meinem besten Freund vorstellen. Ihr kennt euch ja noch nicht.“

Sichtlich erfreut wendete sich M. an S.: „E. hat mir schon viel von dir erzählt und dich immerzu gelobt. Ich freue mich, dich nun endlich persönlich kennenzulernen.“

Geschickt verschaffte sich S. ein wenig Platz in der engen Runde der Beistehenden und erwiderte: „Ja, E. sagte mir, es wäre gar kein Problem, wenn ich zu deinem Fest käme. Du wärst immer interessiert, neue Leute kennenzulernen! Abgesehen davon würde ich gerne etwas von deiner Reise erfahren, denn selbstverständlich hat E. mir auch von dir und eurer Freundschaft erzählt und mir stolz deine Postkarte gezeigt. E. spricht ja immer in den höchsten Tönen von seinen Freunden...“

„...Sollte ich etwa nicht, mein Lieber?! Aber ich möchte dich auch noch F. und C. vorstellen. Wie ich soeben mitgekommen habe, sind F. und M. alte Freunde und, wenn ich das richtig verstanden habe, kennt ihr euch, M. und C., noch aus der gemeinsamen Schulzeit?! Übrigens sind beide, wie du S. Philosophen... — Das ist doch das Schöne an so einem Fest: die eigenen Freunde sind alle versammelt und können sich einmal untereinander kennenlernen.“ Um das Gesagte auch körperlich zu bekräftigen, drückte E. mit einer spontanen Umarmung M. an sich. Dabei fragte er ihn:

„Kommt N. denn auch noch?“

Ohne M. die Gelegenheit zu einer Antwort zu lassen, begrüßte S. den neben ihn stehenden C. und die ihm gegenüber stehende, etwas distanziert wirkende F. Gleichzeitig ergriff er das Wort und redete darauf los:

„Das ist ja hoch interessant, so viele philosophische Menschen auf einen Haufen — was für ein seltener Zufall! Um ehrlich zu sein, als E. davon sprach, M. würde »Schreiben«, bin ich davon ausgegangen, er sei Journalist oder Jurist, aber sicherlich kein Philosoph! Darauf wäre ich nie gekommen.“

M. lächelte süffisant: „...aber ist das Leben nicht ohnehin ein Essay: der Versuch, uns selbst die eigene Lebensgeschichte zu erzählen und erzählerisch anzueignen?!“

F. runzelte die Stirn; in dem Moment meldete sich S. erneut zu Worte: „Dazu fällt mir ein Erlebnis ein. Als ich vorhin durch die Straßen lief, bekam ich - ganz durch Zufall - das aufgebrachte Gespräch zwei junger Männer mit, die laut über etwas stritten. Es ging wohl darum, dass einer dem anderen vorwarf, nicht genug für ihre Freundschaft zu tun. Sie würden sich früher viel öfter und regelmäßiger gesehen, mehr Zeit miteinander verbracht, vieles gemeinsam erlebt haben. Seitdem nun aber der eine »diese« neue Beziehung habe, bestünde gar keine Verbindlichkeit mehr. Deshalb habe der andere den Eindruck, er sei seinem Freund ganz egal geworden... — Ich weiß gar nicht genau, warum mich diese Szene so berührte. Vielleicht, weil sich die beiden so leidenschaftlich und ehrlich stritten. Zumindest — und deswegen, lieber E., habe ich mich hierher verspätet — bin ich vor lauter Neugier den beiden unauffällig ein Stück gefolgt...“

„...Du kannst es wohl nicht lassen“, neckte E.

„...um zu sehen, wie diese schwierige Situation sich weiterentwickeln würde. Aber ich will jetzt hier nicht die ganze Geschichte ausbreiten und euch damit langweilen. Was mir allerdings seitdem nicht mehr aus dem Kopf geht, ist die generelle Frage, was es eigentlich bedeutet, wenn Freunde sich streiten und was das über die Beziehung aussagt und welcher Typ von Beziehung die beiden wohl verbindet: ob es sich um eine gute Freundschaft oder eine Liebesbeziehung oder eine bloße Bekanntschaft handelt.“ —

Für einen kurzen Moment übertönte das offene und heitere Gelächter von F. die laute Musik, die aus dem Tanzraum lärmte. Viele der Gäste hatten in der Zwischenzeit die Küche verlassen, um sich nebenan mit Musik und Tanz zu vergnügen. Auch E. zog, von den anderen kaum bemerkt, ab.

F.s Augen funkelten, ihre ganze Geste signalisierte lebhaftes Interesse. Sie rückte sich ihre rahmenlose Brille zurecht:

„Wenn ich als erste das Wort ergreifen darf...“, sie zögerte einen Moment und streifte kurz die Blicke der Anderen, „...würde ich einmal frech behaupten — die beiden könnten alles gleichzeitig sein: denn, warum etwa sollten die beiden nicht einander gute Freundinnen, ein Liebespaar, Ehepartner dazu noch Nachbarinnen, Kolleginnen und Sportsfreundinnen sein! Diese Dinge sind doch in ihrer wirren Unordnung denkbar!! Ich meine das durchaus nicht so polemisch, wie es sich anhören mag. (Pause) — Eine Problematisierung der Freundschaft als kulturelle Praktik scheint mir absolut lohnenswert! Mich persönlich beschäftigt die Frage der Freundschaft in der letzten Zeit übrigens sehr...“

S. feixte kaum hörbar: „Das kann ich mir vorstellen!“, und warf einen süffisanten Blick auf F.s Begleiterin.

Ohne darauf zu reagieren, fuhr sie fort: „Mittlerweile weiß ich, dass man sich beim Nachdenken über Freundschaft — das, was die Griechen mit *philia* bezeichnen —, davor in Acht nehmen muss, nicht zu undifferenziert vorzugehen. Denn sonst liest man alles Erdenkliche und Unpassende in diesen Begriff hinein.“ Ihre hellen Augen blieben für einen Moment auf M. gerichtet; dann sprach sie weiter: „Ist es nicht so, dass man zunächst einmal das eigene Denken von einem über Jahrhunderte eingespielten Diskurs befreien muss: Ich meine die durch die moderne Kultur andisziplinierte Zwangsvorstellung das eheliche Familienleben als die alles andere ausschließende Normalität anzusehen. Immer noch wird das Privatleben vieler

Individuen von der gesellschaftlich vorgegebenen Aufgabe der sozialen Reproduktion, also im »Normalfall« die Wiederherstellung der Arbeitskraft des Mannes als Familienvater und Brotverdiener einerseits und die moralisch verstandene Fortpflanzung der Gattung durch die Mutterschaft andererseits konstituiert.“

„Feministischer Quatsch!“, schloss es ungezügelt aus C.s Mund, alle sahen ihn verwundert an; M. als Gastgeber wurde zusehends unruhig.

Ohne sich etwas anmerken zu lassen, sprach F. weiter, jetzt aber in einem bedacht akademischen Ton: „Was dabei im Zentrum sowohl der Diskurse als auch der Praktiken steht, ist die *Sexualität*. Man muss diesbezüglich allerdings sehr genau sein. Denn Sexualität meint hier nicht etwa den Akt, sondern in Wahrheit die Normierung der Subjektivität auf das beklemmende und ungleiche Spiel der Geschlechter, bei der die Frau brutal der Herrschaft unterworfen ist — schön eingepackt in den Mythos der romantischen Liebe und selbstgenügsamer Zweisamkeit, in die biopolitische Natürlichkeit vom Familienglück und Kinderliebe...“

Ganz außer sich schüttelte C. verständnislos den Kopf und setzte zur Gegenrede an. Aber F. ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Lass mich dies noch kurz zuende führen! Durch diese lächerliche Wahrheit der Sexualität gelang es im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte, in der historischen Phase der bürgerlichen Gesellschaft der Moderne, die Vorstellung zu verbreiten, Privatleben sei selbstverständlich mit dem Familienleben gleichzusetzen. Das gemeinsame Kind gilt bei dieser beachtenswerten Konstruktion als der Höhepunkt des zwischenmenschlichen Glücks. Die listige Macht der bürgerlichen Moral sehe ich darin — entgegen der geläufigen Behauptung —, nicht den Sex zu unterdrücken, vielmehr alles zu sexualisieren. Nur können wir uns immer weniger des Eindrucks erwehren, dass der unheilvolle Komplex, in den unsere Kultur Sex, Lust, Nähe, Liebe und Beziehung zusammenspannt, derzeit auseinander bricht. Ihr werdet mir in der Einschätzung recht geben: Die aktuelle Situation macht die Suche nach neuen Beziehungen, nach neuen Körpern und Lüste möglich — und nötig! Seit zwei Jahrzehnten — tatsächlich geht die Entwicklung ja viel weiter zurück — hat sich die Lebenssituation für uns Frauen radikal verändert. Mit der Auflösung und Entwertung der modellhaften Institution Kleinfamilie zeichnet sich gegenwärtig das, wie wir in den 60er Jahren gesagt hätten,

emanzipatorische Potential ab, mehr individuelle Freiheit im persönlichen Zusammenleben mit anderen zu verwirklichen: das Private ist politisch! In dieser historisch vielleicht sogar einzigartigen Situation wird die Beziehung der Freundschaft interessant.“

Höhnisch rief S.: „Aha, endlich kommst du auf Freundschaft zu sprechen!“ F. reagierte amüsiert: „Genau, du Diskurspolizist! Ich spreche von der Freundschaft als eine Beziehungsform, die auf Freiwilligkeit und Gleichberechtigung der Beteiligten beruht. Allerdings muss man hier sehr vorsichtig argumentieren...“, F.s Begleitung schmiegte sich sichtlich verliebt an die Rednerin, die sich davon nicht ablenken ließ, „...denn Freundschaft kann einerseits bloß ein Beziehungstyp neben vielen anderen sein und gewissermaßen einen episodenhaften Charakter haben. Andererseits kann sie aber als auch eine Lebensweise verstanden werden. Und bei der gegenwärtigen Suche nach neuen Formen des Zusammenlebens gewinnt gerade Freundschaft als Lebensweise an Bedeutung. Meiner Meinung nach lässt sich das traditionelle Familienleben nur transformieren, wenn die herkömmliche Hierarchie der Bindungen ersetzt wird. An die Stelle der Familie als Zentrum und einem nach außen abnehmenden Kreis an lockeren und unverbindlichen Beziehungen wie Bekanntschaften, Nachbarn, Kollegen, Verwandten u.a. müsste die horizontale Vernetzung mehrerer gleichgewichtiger Beziehungen treten...“

„Aber“, brüskierte sich C., sichtlich am Ende seiner Geduld, „was ist denn dann mit Kindern? Soll die Menschheit aussterben und willst du das Familienleben ein für alle Male abgeschafft, oder was?“

F. erwiderte gelassen: „Sicherlich geht es nicht darum, Freundschaft als Lebensweise gegenüber der Liebesbeziehung und dem Kinderwunsch auszuspielen, sondern um eine kluge Umwertung der Werte...“

M. unterbrach F. nervös und ziemlich verärgert über ihre sophistische Redseligkeit, die bisher die Anderen kaum zu Worte kommen ließ: „Wahrlich, das stimmt! Man findet zwar uferlose Literatur zur Liebe, aber zur Freundschaft gibt es kaum etwas gescheites zu lesen!“

C. setzte zu reden an, aber F. ergriff erneut das Wort: „Auf alle Fälle müsste eine umfassende Genealogie der Freundschaft zustande gebracht werden. Denn von einer philosophischen Behandlung dieser Erfahrung sind wir denkbar weit entfernt. Aber die wäre für ein besseres Verständnis unseres

Tuns, Denkens, Fühlens, Wollens und Wünschens unbedingt erforderlich. Was ich meine, wenn ich von der Freundschaft als Lebensweise spreche, betrifft die Lebenskunst des Einzelnen, die Fähigkeit, das eigene Sozialleben in Form von Beziehungen der Freundschaft zu gestalten. So gesehen kann eine Lebensweise, glaube ich, zu einer Kultur und Ethik führen.“

„Ethik?“, brummte C. und biss laut ein Radieschen in zwei.

„Ich kann das auch anders ausdrücken“, entgegnete F. blitzartig, „die Lebensweise des Freundseins beruht auf der praktischen Notwendigkeit einer Ethik des Selbst, die als Praxis der Freiheit eine Kultur der Freundschaft begründet.“ F. beschloss ihre lebhaft und einnehmende Rede, indem sie verschmitzt einen Schokokuss vom Büfett griff. Gespannt sah S. zu M., der wiederum beobachtete, wie C. auf F. starrte. In dem Moment wandte sich E., der einige Minuten vorher ein wenig verschwitzt von der Tanzfläche wiedergekommen war und sich nun wieder dem kleinen Gesprächskreis einfügte, in einem heiteren Ton an F.: „Das freut mich aber, von dir so etwas zu hören! Ich dachte, du würdest dich nur mit den negativen Seiten unserer Gesellschaft beschäftigen und überall Denktraditionen und Machtinstitutionen sehen, die die Subjekte unterwerfen und zurichten. — Nun hört man die radikale Gesellschaftskritikerin über eine Ethik der Freundschaft sprechen!“

F. grinste ihn an und hustete. Mit einer abwinkenden Geste erwidert sie rhetorisch:

„Das ist nicht mein Problem! Man frage mich nicht, wer ich bin, und man sage mir nicht, ich solle die gleiche bleiben: das ist eine Moral des Personalstandes; sie beherrscht unsere Papiere. Sie soll uns frei lassen, wenn es sich darum handelt, zu schreiben oder zu denken. Muss man sich nicht manchmal von seinen Denkgewohnheiten lösen, um sich neue Spielräume zu eröffnen?“ Sie warf einen flüchtigen Blick auf M., der die Anspielung nicht verstanden hatte und harmlos zuhörte. Während sich E. ein großes Glas Mineralwasser einschenkte, setzte F. eifrig fort: „Was mich so fasziniert an dem Phänomen Freundschaft — man rechne mich deshalb bitte auch nicht gleich der Phänomenologie zu! —, betrifft die Möglichkeit, in dem Lebensbereich des persönlichen Umgangs und Zusammenseins mit Anderen eine... Ästhetik der Existenz verwirklichen zu können. — Ja, eine Ästhetik der Existenz“, wiederholte F. sich nachdenklich. „...Um diesen

Freiraum einer selbstbestimmten Lebensgestaltung überhaupt wahrzunehmen, bedarf es des Wissens und einer Veränderung im Spiel der Wahrheiten. Die bis zum Überdruß eingespielte Wahrheit des Familienlebens beschwor die Heterosexualität. Dieses ganze Wertesystem im eigenen Denken nicht unkritisch fortzusetzen, verlangt, dass man anders zu denken lernt, — dass man nachdenkt und umdenkt.“

E. reagierte begeistert: „Ach F.!, ich bin ganz deiner Meinung. Denn scheint nicht eine Kultur der Freundschaft das Größte zu sein, was die Weisheit zur Glückseligkeit des ganzen Lebens beitragen kann! Mir scheint sie jedenfalls zu den wenigen Dingen im Leben zu gehören, zu der praktischen Vernunft selbst rät. Es ist eine Sache der Orientierung auf die eigene Lebenslust, der Freundschaft den höchsten Wert beizumessen...“, er hob die Hand zur Geste. „...Dauerhafte Freundschaften verhindern die ständig drohende und Unlust und Unglück verursachende Vereinsamung und existentiellen Leere. Mittels Freundschaften zu Anderen befriedigt wir eigene soziale Bedürfnisse: das scheint mir elementar!“ — C. kommentiert schulmeisterlich: „Reine Bedürfnisbefriedigung!“

E. schüttelte den Kopf: „Für das persönliche Wohlleben sind gute Freundschaften ganz unentbehrlich und im eigenen Interesse erstrebenswert. Weil wir auf keine Weise ohne die Freundschaft nachhaltige und dauerhafte Lebenslust haben, und da wir auch die Freundschaft selbst nicht erhalten können, ohne dass wir die Freunde ebenso lieben wie uns selbst...“ Wieder fiel ihm C. ins Wort: „Bloßer Eigennutz...“ — „...Darum wird einerseits ebendieser Zweck in der Freundschaft erreicht, sowie andererseits die Freundschaft mit der Lebenslust verknüpft. Deshalb zählt es zu einer Grundüberzeugung meiner hedonistischen Lebensphilosophie, dass das Zusammenleben mit Freunden einen elementaren Bestandteil eines guten und lusterfüllten Lebens ausmacht“, beflissen fügte er hinzu: „Bezeichnenderweise habe ich erst gestern wieder über dieses Thema mit jemanden gesprochen, der sich einige Informationen über unser Wohnprojekt holen wollte.“

„Ach ja“, unterbrach ihn M. sanft, „das musst du überhaupt erzählen, was daraus in der Zwischenzeit eigentlich geworden ist und deiner schönen Lobrede über das Gute der Freundschaft anfügen. Denn das gehört ja zum Thema.“

„Da bin ich auch neugierig! Was für ein Wohnprojekt?“, fragte F. lebhaft. E. nutzte diese Gelegenheit, um sich ein Stück gut aussehenden Käse vom Büfett zu nehmen, aß es genießerisch und setzte ruhig fort: „Kurz nachdem du dich auf deine Reise gemacht hast — hattest du eigentlich wieder N.s alten Rucksack mit?“ (Beiläufig schüttelte M. seinen Kopf.) „Also, kurz danach haben wir noch mal alle Pläne umgeworfen. Und auch die Gruppe hat sich noch mal neu formiert. Es sind jetzt mehr oder weniger alles Künstler und Kulturmenschen oder solche, die es sein wollen. Wir haben Leute vom Film und Theater, Gesang, Performancetänzer, jemand, der zumindest technisch sich im Multimediabereich auskennt und natürlich Philosophie. Literaten und bildende Künstler fehlen uns. Ach ja, fast hätte ich unsere Gourmets und Theoretiker des guten Geschmacks vergessen: Wir planen auch eine Gastronomie. Uns geht es um geistige und leibliche Genüsse. — Die derzeitigen Pläne sehen im unteren Bereich des Hauses neben dem Café einen großen oder doch einigermaßen großen Veranstaltungsraum vor. Natürlich ist es eine offene Frage, ob sich unsere Kunst- und Kulturveranstaltungen ohne fremde Förderungen überhaupt realisieren lassen. Aber wir halten an der Hoffnung und Utopie fest, Unterstützung zu finden. Alles andere wäre uninteressant und fatal, mag es noch so »unrealistisch« sein, was wir planen. Beispielsweise lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt schlechterdings nicht sagen, ob es mir gelingt, Philosophie auch außerhalb der Akademie auf eigene Beine zu stellen. Aber die Menschen interessieren sich für Philosophie, wenn diese ein Wissen bietet, das im konkreten Bezug zur Lebenspraxis steht. Ich sehe für mich selber jedenfalls in dem Projekt eine spannende Möglichkeit, Philosophie als Lebensform zu verwirklichen anstatt sie nur akademisch als theoretische Wissenschaft zu betreiben. Außerdem eröffnet die Diskussion und Zusammenarbeit mit anderen Künsten viel Raum für Experimente, Innovation und zeitgemäße Ausdrucksweisen.“

In dem Moment hakte M. diplomatisch ein: „Mein guter E., du weißt, dass ich es bewundere, mit welcher Überzeugung du hinter dem Wohnprojekt stehst und seit Jahren dich energisch und zeitaufwendig für seine Realisierung einsetzt. Ich könnte das nicht, insbesondere nicht mit diesen Leuten, um ganz ehrlich zu sein! Aber solltest du F. nicht genauer erklären, was der Hintergrund und die Geschichte eures Projektes ist, auch wenn du jetzt

schon einiges gesagt hast. Aber das bezog sich ja ohnehin auf den Kulturbereich und nicht auf das Wohnen und das ganze Haus. Wie mir scheint, hat F.s Aufmerksamkeit schon erheblich nachgelassen!?“

F. befreite sich aus der Umarmung ihrer Begleiterin: „Nein, ganz und gar nicht. Mich interessieren solche Projekte und alternative Gemeinschaften, die die herkömmliche Enge genormten Lebens aufbrechen und standardisierte Koordinaten durchqueren, außerordentlich. Was ist denn nun die Geschichte des »Hofs«?“

E. schnappte sich die letzte gefüllte Teigtasche vom Küchentisch, „— wer hat eigentlich diese ganz vorzüglichen Häppchen gezaubert? Du etwa, M.?...“

„Nein, das sind Kostproben der Kochkünste F.s“, und zwinkerte dabei vergnügt seine Ex-Freundin an.

„...Wirklich ganz lecker!! Überhaupt möchte ich doch einmal sagen, dass die Tafel wirklich ein Kunstwerk ist: all die ausgesuchten und geschmackvollen kleinen Köstlichkeiten! — Ich wollte eigentlich nicht schon wieder den ganzen Abend damit verbringen, über den »Hof« zu reden. Zumal sich damit eine ewig lange Geschichte verbindet, mit unendlich vielen Kleinigkeiten und Schwierigkeiten, die im Grunde nur derjenige versteht, der selber schon mal solche Gruppenerfahrungen und Exerzitien der Selbstverwaltung machen durfte. Aber, dir zuliebe F., kurz: eine Gruppe von Leuten unterschiedlichen Alters, darunter Singles, Heteropärchen, eine große Schwulen-WG, Kleinfamilien, u.a. — also ziemlich gemischt, hat sich zusammengetan, um im Rahmen des öffentlich geförderten Wohnungsbaus den Traum vom postfamiliären Zusammenleben zu verwirklichen. Am Anfang steht die utopische Idee vom Zusammenleben unter Freunden und Freigeister im gemeinsamen Haus!... Warum grinst du, F.? Sicherlich beschmunzelst du mein Reden von Utopie, wie ja viele. Ich finde, man sollte diesbezüglich nicht allzu voreilig sein! Wie anders sollte man ein Zusammenleben bezeichnen, das darauf beruht, Individualismus und Gemeinschaft, Freiheit und Gleichheit, Selbstbestimmung und gleichberechtigte Mitbestimmung zu verbinden. Und all dies steht nun mal in einem ganz unspektakulären Zusammenhang mit dem, was F. ganz zurecht eingangs die Ethik und Kultur der Freundschaft genannt hast. Aber wie dem auch sei. Der eigentliche Witz ist ja nicht, dass wir uns »nur« im Glück und

Ärger einer postmodernen Großfamilie üben —. Es geht dabei in einem umfassenden und zugleich sehr präzisen Sinne um die modellhafte, eine hyperrealistische Verwirklichung eines lustvollen, guten Lebens im ganzen, durch die versuchte Verbindung von Wohnen und Arbeit, Kunst und Leben. Denn wir wollen unsere Kunst leben und in Form unseres Zusammenwohnens die Lebenskunst der Freundschaft kultivieren. Kunst und Freundschaft sind für mich Grundwerte einer Ästhetik der Existenz, um F.s schöne Formulierung aufzunehmen.“

Nachdenklich strich sich S. über seinen Dreitagebart. Er begann zögerlich zu sprechen: „Hm... komisch eigentlich..., obwohl ich das alles außerordentlich spannend finde, aber die Art...“

F. sprang ihm ins Wort, „...darf ich dich kurz unterbrechen, S.?! Denn nun interessiert mich doch brennend, wie man in euer »Künstlerkommune« einsteigen kann?“

„Ganz einfach“, antwortete E. trocken, „du brauchst lediglich Mitglied unseres Vereins zu werden und dich an unseren Treffen aktiv zu beteiligen.“

„Vereinsmitglied werden!...“, schoss es F. ungezügelt heraus. E. zuckte traurig die Schultern und meinte kleinlaut: „Tja, so einfach ist es.“

„Na, das scheint dann doch nichts für mich zu sein... Aber sprich weiter, S., — entschuldige diese Nachfrage...“

„... nein durchaus nicht. In einem gewissen Sinne schließen meine Bedenken hier an. Denn auch bei mir ruft die Art und Weise, wie E. über solche Themen wie freundschaftliches Zusammenleben, Freiheit, das Gute, Glück und Kunst redet, irgendwie Widerwillen hervor. Ich frage mich ernsthaft, ob solche Ideale oder Ideen wirklich realistisch sind und nicht jeder unter diesen Begriffen etwas ganz Unterschiedliches versteht. Jedenfalls scheinen mir hier inhaltliche Bedenken beziehungsweise begriffliche Differenzierungen angebracht“, unvermittelt sah S. mit vorsichtigem Blick E. an, der unruhig wurde: „...Du wirst mir doch zumindest darin recht geben, dass Freundschaft alles mögliche bedeuten kann und ihr in eurer Haus nicht alle untereinander Freunde seid. Ich kann übrigens lebhaft vorstellen, dass es immer viel Streit und Antipathien gibt! Allenthalben meinen wir mit dem Begriff ›Freundschaft‹ je nach dem Kontext seines Gebrauches mal enge und zuverlässige Bindungen, mal eher oberflächliche Kontakte

und Bekanntschaften, aber auch Beziehungen von Kameraden, Kumpels, Kollegen, Kompagnons. Man spricht doch auch von der Busenfreundin, dem Schönwetterfreund, dem falschen Freund, der Zweckfreundschaft und nennt den Hund seinen besten Freund und nicht zuletzt kann man auch ein Freund der Wahrheit sein. Offensichtlich aber geht es bei der Suche nach neuen Formen des Zusammenlebens um einen bestimmten Typ von Freundschaft, nämlich um die Beziehung der guten Freundschaft...“ Um seinem Gedanken Nachdruck zu verleihen, unterbrach S. für einen Moment seine Rede. „...Und damit sind wohl verlässliche und dauerhafte Beziehungen gemeint, die zeitlich beständig und wirklich verbindlich sind.“ Wieder setzte er eine Pause ein. „...Denn anders kann ein dauerhaftes und stabiles Zusammenleben sicher nicht gelingen —.“ S. leerte mit einem kräftigen Schluck sein Glas Wein und füllte sich gleich nach. In dieser Situation gelang es C. endlich zu Worte zu kommen. Mit ausgewählter Stimme und deutlich um Rhetorik bemüht, setzte er ein:

„Die begrifflichen Differenzierungen, die du anmahnst, S., scheinen mir sinnvoll zu sein. Denn..., wenn man wie F. und E. undifferenziert von der Freundschaft redet, dann führt das zu nichts als Verwirrungen.“ Während C. sich die Krawatte zurechtrückte, richtete er an S. die Frage: „Was denkst denn du, wie sich das sprachliche Durcheinander ordnen ließe, nach welchen allgemeinen Kriterien die verschiedenen Beziehungstypen differenziert werden können?“

S. guckte nachdenklich in sein schon wieder halbleeres Glas. Nach einer Weile des Schweigens begann er entschlossen: „Nun, gar keine Frage, ohne die Phänomene begrifflich zu unterscheiden, wird man zu keinem begründbaren Wissen gelangen und nicht über beliebige Meinungen hinaus kommen. Bis vor kurzem hätte ich dir in der Tat, das muss ich zu meiner Schande gestehen, diesbezüglich nichts zu sagen gewusst. Zufälligerweise habe ich aber neulich eine junge Frau gesprochen, die derzeit eine Doktorarbeit über Aristoteles' Freundschaftstheorie schreibt. Ich war ihr auf dem Campus begegnet, sie fragte mich nach dem Weg zu einem Hörsaal, wo sie einen Vortrag über die Theorie des Guten hören wollte. Ich sagte ihr, sie müsse sich wohl mit der Zeit vertan haben, denn ich würde in dem Moment aus eben diesem Vortrag kommen. Ich versuchte ihre Verärgerung mit dem Hinweis zu zerstreuen, der Vortrag sei ganz unergiebig gewesen.

Zwar wäre der Redner rhetorisch durchaus nicht unbeschlagen gewesen und sein Vortrag in dieser Hinsicht überzeugend. Worüber er aber letztlich geredet habe, war nicht, wie angekündigt, die philosophische Bestimmung des Guten, sondern im Gegenteil eine metaphysische Herleitung der Mathematik! Nach diesen Erklärungen fragte ich die junge Frau, ob sie, wie ich, nur wegen des interessant klingenden Titels zu diesem Vortrag gegangen sei oder weil sie den Redner kennen würde. Als Antwort erwähnte sie ihre Promotionsarbeit über Freundschaft und, dass ihr dabei der Zusammenhang zwischen Lust und dem Guten beschäftige. Denn dies sei bei Aristoteles ein zentraler Gedanke, aber ziemlich unklar. Darum hatte sie sich von diesem Vortrag einiges erhofft. Wie interessant, entgegnete ich ihr, denn nach meinem Dafürhalten werde über den Zusammenhang zwischen Lust und dem Guten viel zu wenig nachgedacht. Dann wollte ich von der jungen Philosophin wissen, ob denn heute Aristoteles' Theorie überhaupt noch brauchbar sei, schließlich lägen ja dessen Freundschaftserfahrungen einige Jahrhunderte zurück. Einen Moment lang sah sie mich da völlig ratlos an, so als ob sie mit meinen Bedenken überhaupt nichts anzufangen wüsste. Schließlich erwiderte sie — und das bringt mich zum eigentlichen Punkt und, wie ich denke, zur Beantwortung deiner Frage, C., zurück...“

C. nickte aufmerksam, während E. in sich hinein murmelte: „...ach ja!...“ S. lächelte: „Aristoteles unterscheidet, sagte die junge Frau, grundsätzlich drei Freundschaftstypen und zwar nützliche, angenehme und gute Freundschaften. Denn Aristoteles zufolge geht man Freundschaften um des Nutzens oder der Annehmlichkeit bzw. des Vergnügens willen oder um ihrer selbst willen ein. Bei den ersten beiden Freundschaftstypen handelt es sich also um freiwillige Beziehungen, die nur bezogen auf einen Zweck bestehen, für das der gemeinsame Umgang nur ein Mittel ist, insofern dieser Zweck außerhalb der Beziehung selbst liegt. Wer also die Freundschaft zu jemandem nur pflegt, sofern sie ihm nützlich ist oder etwas Geselligkeit verschafft, tut dies um seines eigenen Vorteils willen und nicht, weil der Freund ist, was ist. Oft werden diese Beziehungen wegen der Instrumentalisierung der anderen Person und der ihr zu Grunde liegenden egoistischen Einstellung moralisch kritisiert bzw. in einem moralischen Sinne als »oberflächliche« und bloße Zweck-Freundschaften abgetan. Auch

Aristoteles täte das. Sie selber, sagte sie, wolle in ihrer Doktorarbeit dieses Missverständnis auszuräumen: Letztlich beruhe ja bei nützlichen und angenehmen Bekanntschaften die Instrumentalisierung des Anderen für egoistische Zwecke auf Gegenseitigkeit, die bloß unausgesprochen bliebe. Eine moralische Kritik an reiner Ichbezogenheit sei hier sachlich falsch. In einer anderen Hinsicht gäbe sie Aristoteles wiederum recht, nämlich wenn dieser sagt, Zweckfreundschaften seien unbeständig, unverbindlich und zufällig und würden sich eben darin von guten Freundschaften unterscheiden. Denn gute Freunde wollen ihre Freundschaft um ihrer selbst willen, wegen der Person des Anderen. Folglich sei es ein Merkmal guter Freundschaft, dass die Beteiligten sich mögen und Lust auf einander haben und zusammen sein möchten, weil jeder von ihnen so ist, wie er ist. Weil gute Freunde sich gegenseitig um ihrer Selbst mögen, verhalten sie sich wohlwollend zueinander. Nicht die gegenseitige und unausgesprochene Instrumentalisierung, sondern ein gegenseitiges Wollen des Wohls des Freundes sei Aristoteles zufolge Bedingung und Kennzeichen einer wirklich guten Freundschaft. Deshalb tut der Freund seinem Freund Gutes um seiner selbst und ihrer Gemeinschaft willen. Umgekehrt heißt das allerdings auch, dass eine gute Freundschaft nur auf Grund eines wechselseitigen Wohlwollens und Wohltuns gelingen kann. Außerdem würde Aristoteles sagen, dass nichts so sehr die gute Freundschaft charakterisiert und ausmacht, als das Zusammenleben. Denn nur durch Beständigkeit der Verbindung lässt sich die Fülle gelebten Lebens miteinander teilen. Zweckfreundschaften sind hierfür nur begrenzt tauglich und hinsichtlich ihrer berechnenden Unverbindlichkeit halbwertig. — Leider konnte ich dieses anregende Gespräch mit der jungen Dame nicht fortsetzen, da ich wegen eines Termins ein wenig in Zeitnot war. Wir verabredeten, ein anderes Mal weiter zu reden, um vielleicht sogar dem Zusammenhang zwischen Lust und dem Guten genauer auf den Grund zu gehen.“

E. fuhr ihm ins Wort: „Ja, diese weisen jungen Damen. — Was wolltest du uns denn eigentlich sagen?“

„Ich habe diese Geschichte nur erzählt, weil sie uns, denke ich, in unserer Diskussion hilfreich sein kann. Wenigstens sind mit der begrifflichen Differenzierung von nützlichen und angenehmen Zweckfreundschaften und selbstzwecklichen guten Freundschaften Gründe angegeben, warum ein

dauerhaftes und verbindliches Zusammenwohnen, so ein Gemeinschaftsleben, wie es der »»Hof«« anstrebt, nur auf der Grundlage guter Freundschaftsverhältnisse gelingen kann. Denn nur dergestalt kann ein zuverlässiges und dauerhaftes, ein in diesem Sinne gutes Zusammenleben wirklich glücken. Besteht also das soziale Leben eines Individuums aus einer Anzahl von guten Freundschaften, dann lässt sich sagen, dass sich in dieser Form ein gutes Sozialleben verwirklicht. Vielleicht wäre es nicht falsch, in diesem Fall weniger vom guten, als einem voll gelebten, einem lustvollen und erfüllten Leben zu sprechen. Das wollest du mit deiner Lobrede doch sagen!? Für dich bedeutet das gute Leben ein lustvolles Leben. Dann solltest du aber nicht so undifferenziert von »Freundschaften« reden, sondern präzisieren, dass du dabei an gute Freundschaften denkst und nicht an Zweckbeziehungen! Und dem, was F. gesagt hast, würde ich hinzufügen: eine Ethik und Kultur des Freundseins ist erforderlich nur, insofern man die Verbindlichkeit und Beständigkeit von Freundschaften will.“

F. guckte ihn skeptisch an: „Hm, mir leuchtet durchaus ein, diese drei oder — letztlich sind es ja doch nur zwei — Freundschaftstypen zu unterscheiden. Allerdings sind dies bloß analytische Unterscheidungen...“ — „Wieso bloß“, warf C. ein.

F. spielte mit dem Glas in ihrer Hand: „Weil es in den konkreten Beziehungen, die man lebt, sehr schwierig sein wird, immer eindeutig zu bestimmen, welcher Typ von Freundschaft vorliegt. Viele Freundschaften scheinen zwischen den Polen hin und her zu schwanken. Sicher, das spricht nicht automatisch gegen allgemeine Unterscheidungen — schließlich ermöglichen diese das philosophische Denken! Eventuell spricht die Unklarheit über die Grundlagen einer gegebenen Freundschaft sogar eher für die Unbedachtheit und Indifferenz des Verhaltens der Betroffenen... In jedem Fall scheint es mir richtig und für den Diskurs hilfreich zu sein, bei dem *Motiv* zur Freundschaft anzusetzen, denn, weil es sich um eine freiwillige, aus freiem Willen geknüpfte Beziehung handelt, und man den gemeinsamen Umgang *wollen muss*, hat jede Freundschaft einen — wie auch immer unbedachten — Beweggrund. Doch scheint diese Differenzierung gerade das auszuschließen, was sich gewissermaßen in der Tiefe von Beziehungen abspielt. Natürlich denke ich dabei an die

Sexualität, an die Vielschichtigkeit des Begehrens. Aber für dich, S., ist Freundschaft wahrscheinlich eine »platonische Liebe«!?”

„Wie meinst du das?“, fragte S. verblüfft zurück.

„Nun, man hat sich daran gewöhnt, Freundschaftsbeziehungen von Liebesbeziehungen dadurch zu unterscheiden, dass die eine über die Sexualität definiert wird, während bei der anderen diese gerade ausgeschlossen wird. Freundschaft als platonische Liebe zu bezeichnen, heißt also, von einer Liebe ohne Sex zu sprechen...“

„Entschuldige bitte“, wendete C. schroff ein, „aber das versteht Platon doch nicht unter wahrer Liebe!“

„...Freilich wird das Platons Ausführungen über den eros nicht gerecht. Denn, bei ihm soll ja am Ende die wahre Liebe die einsame Liebe zur Erkenntnis des Wahren aufsteigen. Aber, wie dem auch sei...“ C. schwieg; F. fuhr fort: „...Du siehst, dass sich unter Berücksichtigung des sexuellen Begehrens ganz andere Probleme bei der Bestimmung der Beweggründe der Freundschaft auftun. Denn in dem eingespielten Sexualitätsdiskurs bezeichnet Freundschaft zwangsläufig eine asexuelle Beziehung. Umgekehrt ist Liebe auf die heterosexuelle Geschlechtsliebe zwangsverpflichtet. Also ist Freundschaft nur unter Gleichgeschlechtlichen möglich. Diesem Denksystem zufolge wird also erstens gleichgeschlechtliche Sexualität ausgeschlossen und zweitens die Möglichkeit der Freundschaft zwischen den Geschlechtern undenkbar. Wo Liebe herrscht, kann es keine Freundschaft geben und wo Freundschaft besteht, darf keine körperliche Lust sein. Am Ende verfestigt sich das patriarchale Schema, wonach nur Männer untereinander Freundschaften haben können. Umgekehrt kann dann ihre Beziehung zu Frauen keine Freundschaft sein, sondern nur Liebschaften oder Ehen, jedenfalls wird immer irgendwie ein (hetero-)sexuelles Begehren vermutet. Meines Erachtens sitzt unser Denken und unsere Kultur diesem Sexualisierungsdispositiv auf!! Nebenbei bemerkt: eine Gesellschaft bleibt solange unzivilisiert, wie sie die homosexuelle Ehe ausschließt.“

S. schenkte sich Wein nach und wendete sich anschließend F. zu: „Jetzt verstehe ich, worauf du hinaus willst! Natürlich weiß ich, dass gleichgeschlechtliche Freundschaften sexuelle Lust und Aktivität einschließen können. wie andersherum oft Liebesbeziehungen bestehen, obwohl die

Sexualität eingeschlafen ist, und dies durchaus kein Problem sein muss, wenn die Beteiligten sich durch eine tiefe Freundschaft verbunden fühlen. Nicht zuletzt gibt es auch gute Freundschaft zwischen den Geschlechtern, zwischen Männern und Frauen. Da gebe ich dir vollkommen recht! Der Versuch, anhand des Kriteriums Sexualität den Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe zu bestimmen, führt in eine Sackgasse. — Das, was die selbstzweckliche Freundschaft so erhaben macht, ist in der Tat, dass das Selbst nicht vom Sex und Begehren her verstanden werden muss, ohne gleichzeitig diese Aspekte prinzipiell auszuschließen. Entscheidend ist, dass nicht der Sex, sondern die Selbst-Zwecklichkeit der Beziehung den Beweggrund und die Grundlage einer guten Freundschaft ausmacht.“

F.s ein wenig metallisch-rauh klingende Stimme durchdrang den Raum: „Genau! Ich glaube, dies ist auch der Punkt, der mich an der Erfahrung der Freundschaft so fasziniert. Sie ermöglicht eine andere Ökonomie der Körper und Lüste. — Sex ist langweilig!“ Mit einem hektischen Griff schnappte sich C. die Weinflasche.

„Und was meinst du, macht diese der Freundschaft eigentliche Körperlichkeit und Lust aus?“, fragte S. eindringlich. Mittlerweile schien sich das ganze Gespräch nur noch zwischen S. und F. abzuspielen; beide wurden immer lebhafter und leidenschaftlicher. Lachend entgegnete F.: „Du willst mich wohl auf den Arm nehmen!! Du bist doch derjenige, der von sich behauptet, auf nichts anderes sich zu verstehen als auf die Erotik. Wem wird denn nachgesagt, den jungen Leuten nachzujagen und ihnen den Kopf zu verdrehen!“

„Nun, ich denke in der Tat, mir den angesprochenen Sachverhalt klargemacht zu haben, dass also Lust, die man anderen Menschen gegenüber verspürt — und diese Lust kann durchaus auch körperlich sein —, nicht automatisch auf den Akt hinauslaufen muss. Die echte Freundschaftslust bezieht sich auf die ganze Person des Anderen, auf das Selbst des Freundes. Diese Lust am Sosein des Anderen als dem eigenen Freund betrifft das Wohlgefallen, das man im Zusammensein mit ihm erlebt. Dieses Wohlgefallen und Gernmögen ist emotional und sinnlich. Denn Freunde, die sich nicht riechen können und sich auch körperlich nicht nahe sein mögen, sind keine guten Freunde. Diese Lust, an der persönlichen Art, wie Freunde sich selbst einander gegenüber geben und die körperlich-

emotionale Nähe, die Freunde einander gewähren, macht die Erotik der Freundschaft aus.“

C. sah in Gedanken versunkenen Augen S. an, während M. in sich hinein zu lächeln schien. Erneut war es F., die das Wort ergriff und mit einer Spur von aufgesetzter Gelehrsamkeit auszuführen begann: „Ich habe kürzlich Platons Symposion zu Xenophons Wiedergabe des berühmten Gastmahls parallel gelesen. Und ich muss sagen, deine Ausführungen decken sich mehr mit dem, was Xenophon schreibt, als mit Platons Eros-Verständnis: Platon sexualisiert die Lust auf Andere, Xenophon begreift die Erotik nicht vom Sex her, sondern als persönliche Nähe. Er skizziert eine Konzeption des Eros und seiner Vergnügen, die auf die Freundschaft selbst abzielt: aus der Freundschaft und dem, was sie an gemeinsamem Leben, gegenseitiger Aufmerksamkeit, Wohlwollen für einander, geteilten Gefühlen mit sich bringt, macht Xenophon gerade das, was die Freunde lieben sollen: *erôntes tês philias* — sagt er mit einem charakteristischen Ausdruck, der den Eros und seine Kraft wahrt, ihm aber als konkreten Gehalt nur die wechselseitige und dauerhafte Zuneigung gibt, die zur Freundschaft gehört. Aber natürlich ist Platons philosophische Poesie weit mitreißender und sein Ansatz, sexuelle Liebe in das geistige Streben nach Erkenntnis zu sublimieren, tief sinnig und mit seiner eigenen, für das ganze abendländische Denken konstitutiven Erkenntnistheorie durchwoben.“

Nach kurzem Schweigen sprach M.: „Diese Erotik spielt eine ganz wesentliche Rolle bei dem Gefühl freundschaftlicher Zuneigung und kann bis zu völliger Verschmelzung gehen, so dass die Freunde ineinander aufgehen und die Naht, die sie verbindet, nicht mehr finden. Wenn man von mir verlangte, zu sagen, warum ich meine Freunde liebe, so fühle ich, dass sich dies nicht aussprechen lässt. Ich würde wohl antworten: weil sie so sind, wie sie sind und wir uns in diesem Sosein unserer selbst mögen und sein lassen. Um ganz ehrlich zu sein, ich persönlich habe die Erotik der Freundschaft stets als eine unbegreifliche und unabwendbare Macht erfahren.“ M. wandte sich unvermittelt F. zu und fixierte sie mit seinem Blick: „Du weißt ja, wovon ich spreche!“

„Schon möglich“, erwiderte sie unwirsch, „ich dachte, wir würden über die Erotik der Freundschaft sprechen und nun scheinen wir von ihren Abgründen, Schwierigkeiten und Machtproblemen zwischen Freunden zu

reden. Deine polemische Anspielung habe ich wohl verstanden, aber du kennst mich ja gut genug, um zu wissen, dass ich Polemik nicht ausstehen kann — zumal wenn es um Persönliches geht, was nicht hierher gehört.“ Die plötzlich entstandene Spannung zwischen M. und F. dämpften spürbar die anregende Ausgelassenheit des bisherigen Gesprächsverlaufes. Offensichtlich um diese Missstimmung und bösen Geister zu verjagen, mischte sich S. in seiner tänzelnden Art ein: „Mir ist nicht klar, warum es bei alledem und zwischen euch beiden geht. Aber ich will noch ein Wort zur Erotik und der Freundschaft eigentümlichen Lust und Körperlichkeit verlieren. Denn M.s Ausführungen scheinen mir doch zu einseitig das Gefühlshafte zu betonen. Das Erotische zwischen Freunden als Gefühl, als Liebe, als Sichmögen oder als Lust zu denken, führt, so richtig es einerseits sein mag, andererseits auch leicht zu Missverständnissen. Das entscheidende Wissen bezüglich der Erotik — um es noch mal zu betonen, nicht zuletzt auch gegen das, was F. über Platons Position ausgeführt hat —, betrifft die ganze Praxis freundschaftlichen Umgangs, ihre Kultur. Es handelt sich um eine komplizierte Kunst des Werbens, des Nähegewährens und Abstandbewahrens, einer wechselseitigen Ausgeglichenheit des Gebens und Nehmens im Tun und Lassen. Erotik ist etwas, auf das man sich in der Praxis der Freundschaft zu verstehen wissen muss, gerade weil sie sich nicht auf eine reine Sache und Spontaneität des Gefühls reduzieren lässt, sondern eine Technik des Umgangs umfasst. — Was guckst du mich so an, F.?“

„Ich?“, F. hustete und sprach etwas leiser, „ach nichts. Mir gefällt nur die energische und kluge Art, wie du diese schwierigen Dinge so frei und unkompliziert auszusprechen weißt.“

In dem Moment schaltete sich C. ein: „Erotik hin oder her — meiner Meinung nach wird viel zu viel über Gefühle und emotionale Zuneigungen gesprochen! Es scheint mir ganz außer Zweifel, dass für das praktische Gelingen von guten Freundschaften primär Ethik entscheidend ist. Wegen es erforderlichen Wohlwollens, der Beständigkeit und Anteilnahme sind gute Freundschaften nur zwischen moralischen Menschen möglich. Das muss man einmal mit allem Nachdruck sagen! Nur jemand, der seinen Egoismus zügelt, kann im Umgang mit Anderen selbstlos sein und bezieht sich auf Andere nicht nur, sofern sie einem zufälligerweise nützlich oder

gelegentlich angenehm sind...“ Fast automatisch rückte sich C. seinen Schlips zurecht und wurde noch bestimmender in seiner ohnehin mahnenden Tonlage: „...Ein tugendhafter und eigentlich guter Mensch unterhält freundschaftliche Bindungen zu Anderen, weil diese eine moralische Pflicht gegen die grassierende Selbstsucht ist, als Beweis seiner Rechtschaffenheit. Die meisten Menschen sind zu beständigen und verlässlichen Beziehungen ja gar nicht fähig und kennen dieses Glück gar nicht, eben wegen ihres unendlichen Egoismus, aus dem heraus sie sich für Andere nur interessieren, sofern und solange dies zu ihrem Vorteil ist. Ansonsten sind Andere ihnen gleichgültig, buchstäblich »egal«. Was aber ist törichter, als wenn man durch Reichtum, Geld und Einfluss viel besitzt und sich alle materiellen Glücksgüter anschaffen kann, wie Autos, technische Geräte und Dienstleistungen, modische Kleidung, kostspielige Einrichtungsgegenstände, sich aber keinen wirklichen Freund erwirbt, des Lebens allerbesten und schönsten Hausrat, wenn ich so sagen darf. Deshalb scheint mir auch E.s Begründung, wonach man gute Freundschaften lediglich aus eigener Schwäche und Bedürftigkeit heraus will, falsch. Denn das hieße, keine Freundschaft existierte um ihrer selbst willen, sondern bloß weil im Geben und Empfangen von Wohltaten ein jeder das, was er von sich aus nicht vermöchte, vom Anderen erhielt und dafür dann Gegendienste leistete! Nein, eine gute Freundschaft basiert auf der Unbedürftigkeit der Beteiligten und darauf, dass sie sich mögen und nicht, weil sie sich etwa nötig haben. Nur zwischen solchen, von Anderen ganz und gar unabhängigen Personen kann es zu dauerhaften und verbindlichen Freundschaften kommen. Gute Freundschaften haben jedem noch so schleichenden Egoismus oder Narzissmus gegenüber erhaben zu sein. Ein wahrer Freund stellt das Leben seines Freundes über das eigene, als höchsten Beweis für die eigene rückhaltlose Uneigennützigkeit. Für mich ist die Freundschaft zwischen den antiken Helden Orest und Pylades oder Achill und Patroklos beispielhaft für das Ideal echter Freundschaft. Denn sie sind in ihrer Tugendhaftigkeit nicht zu überbieten. Ein Freund von mir hat diese Heldensage vor kurzem inszeniert. Das Stück wurde mit stehenden Ovationen beklatscht. Was, frage ich mich, hätten die Zuschauer dann wohl bei einer wahren Begebenheit getan? Deine junge Bekanntschaft, lieber S., hat ihren Aristoteles offenbar sehr einseitig gelesen. Denn eine zentrale

Aussage dieses großen Moralphilosophen lautet eben: nur die moralisch Guten sind zu echter Freundschaft fähig, weil, wie es in der Nikomachischen Ethik heißt (er zitierte auswendig): tugendhaft sein und Freundsein dasselbe sei. Deshalb sind alleine die Freundschaft der Tugendhaften und an Tugend Ähnlichen vollkommen, diese wünschen einander gleichmäßig das Gute, sofern sie gut sind, und sie sind gut an sich selbst. So zumindest formuliert es Aristoteles. Ich finde, dem ist nichts weiter hinzuzufügen!“

„Stimmt!“, konterte F. ironisch.

C. hob seinen Finger: „Halt, halt! — Sicherlich schreibt Aristoteles hier eher unverständlich. Aber klar wird dabei alle Male, dass gute Freundschaften selten sind, weil Menschen mit Moral selten sind... (C. sah in die Runde.) Aber... ich wollte die ganze Zeit auf den Punkt zu sprechen kommen, den S. ganz zu Anfang mit Bezug auf Streit und Dissens zwischen Freunden berührt hat. Denn ich betrachte als das Wesen einer guten Freundschaft die vollkommene Übereinstimmung der Freunde in ihren Entschlüssen, Neigungen und Meinungen.“

Einigermaßen aufgebracht durch C.s kritischen Anmahnungen und irgendwie altväterlich vorgetragene Position, entgegnete E.:

„Aber C., du hast mich völlig missverstanden, weil du unter der Bedürftigkeit, von der ich meine, dass sie ein ganz elementarer Beweggrund für das Kultivieren von selbstzwecklicher Freundschaft ausmacht, etwas ganz anderes verstehst. Was du sagst, hört sich alles furchtbar moralisch an und konservativ. Dadurch zieht man ja dem Wert der guten Freundschaft seine ganze Attraktivität ab. Außerdem gewinnt man den Eindruck, gute Freundschaft wäre letztlich ein ganz und gar unrealierbares Ideal und Gebot moralischer Pflicht! Meines Erachtens sollte man auch keine Anleihen bei einem unplausiblen und konservativ daher kommenden Humanismus machen, wie du dies offensichtlich tust. Das gleiche gilt für den verbreiteten Versuch, dem Mensch ein soziales Wesen anzudichten, demzufolge er eine natürliche Neigung zur Freundschaft habe. Denn wo man auch hinguckt: so ziemlich alles spricht gegen diese Philanthropie!“

F. unterbrach: „Das ist ein wichtiger Punkt! Man sollte sich davor in Acht nehmen, die Differenzierungen der verschiedenen Freundschaftsbegriffe wieder einzuebnen. Und dazu zählt eben die analytische Klarheit, »Freund-

schaft« als Bezeichnung für eine freiwillige Beziehung zwischen Individuen nicht zu verwechseln mit einer Haltung einer freundschaftlichen Gesinnung. Die Freundschaft zu einzelnen Menschen ist etwas kategorial anderes als eine freundschaftliche, oder zutreffender: eine freundliche Gesinnung zu allen Menschen. — Mit der individuellen Ethik und Kultur der Freundschaft als Lebensweise lässt sich kein Humanismus begründen und keine allgemeine Moral der Menschenliebe errichten. Auch wenn das in unserer christlichen Tradition immer wieder versucht wurde, die *philia* zur *agape*, die ethisch-erotische Erfahrung der Freundschaft zur moralischen Idee der Nächstenliebe zu universalisieren. Und man muss auch bei dir, C., vermuten, du wolltest mit diesem Spiel der Worte arbeiten.“

E. setzte fort: „Richtig, das ist das eine. Was ich aber noch zu der Frage, ob der Grund der Freundschaft moralisch oder aus einer eigenen Bedürftigkeit bewegt sei, sagen wollte, ist, dass man von sozialen Bedürfnissen der Zuwendung, Nähe, Mitteilung, Anerkennung, Anteilnahme und Gewissheit, als ganze Person gemocht zu werden, sprechen kann. Aus diesem Zusammenhang erklärt sich auch der Umstand, warum Einsamkeit und Verlassenheit von Menschen als Unlust und Unglück, als leeres und armseliges Leben erfahren wird. Die philosophische Einsicht in diese soziale Bedürftigkeit, so sage ich und diese Erfahrung mache ich glücklicherweise tagtäglich, lässt sich bestmöglichst durch beständige und zuverlässige Beziehungen befriedigen. Man kann durch sich selber die Befriedigung dieser menschlichen Grundbedürfnisse nicht besorgen. Diesbezüglich ist man von Anderen abhängig. Dass diese Bedürfnisbefriedigung und Schwäche des Individuums nun den Grund für gute Freundschaften bildet, bedeutet aber nicht, wie C. das darstellt, die Beteiligten würden sich dafür gegenseitig instrumentalisieren und zwangsläufig das notwendige Wohlwollen und Engagement vermissen lassen. Im Gegenteil, diese Bedürftigkeit macht erst das nötige Eigeninteresse verständlich, warum manche sich gute Freunde sein *wollen*. Weil du aber diesen vernünftigen Eigennutzen des Wunsches nach guten Freundschaften nicht zu bedenken scheinst, versteigst du dich in einen moralischen Idealismus. Du behauptest, gute Freundschaft sei eine Tugendpflicht. Im Ernst, wenn man so über den Wert guter Freundschaft spricht — da hat man doch schon gleich keine Lust mehr auf Freundschaft! Allerdings scheint mir der

eigentliche Widersinn eines moralischen Freundschaftsverständnisses gar nicht mal darin zu liegen, beständige und verlässliche Beziehungen zu einem bloßen Gebot zu machen. Denn wer schert sich schon um ein abstraktes Sollen, das sich mit keiner Lust verbinden lässt! Nein, eigentlich unhaltbar wird diese Freundschaftsauffassung deswegen, weil sie davon ausgeht, dass Freundschaft ausschließlich zwischen moralisch guten Menschen auch gut gelingt. Und umgekehrt gewendet, dass die Beziehung zwischen Tugendhaften automatisch eine gute Freundschaft sei. Dauerhafte und verlässliche Freundschaften glücken nicht so selten, wie du vielleicht meinst, C.! Ich, für meinen Teil, habe gute Freundschaften erfahren. M. offensichtlich ebenfalls. So auch S. — Und du selber, was ist mit dir und deiner Freundschaft zu A.? Du denkst das, was du lebst, wie mir scheint, zu sehr in veralteten und schematischen Kategorien.“

Bei diesem Stichwort schaltete sich F. erneut ein: „Das Denken muss aus der Erfahrung kommen. Was nichts anderes heißt, als die eigene Existenz kritisch zu reflektieren. Und was ist die Philosophie heute — ich meine die philosophische Aktivität —, wenn nicht die kritische Arbeit an sich selber. Ich nehme nicht an, du würdest den Grund für deine Freundschaft zu A. — übrigens hat mir M. von eurer tiefen Freundschaft erzählt — damit erklären, dass ihr beide ein beispielhaft rechtschaffenes und tugendhaftes Leben führt. Außerdem wird mit Blick auf deine Beziehung zu A. auch dein Konsens-Modell der Freundschaft als Übereinstimmung in Einsichten, Neigungen und Meinungen, zum Widerspruch in sich. — Gute Freundschaft zeichnet sich doch gerade darin aus, dass Freunde sich freimütig kritisieren, Wahrsprechen und Widerrede leisten können, andere Auffassungen, andere Standpunkte und andere Gefühle, etc. vertreten, kurz: dass sie anders sind als man selbst. Gemeinschaft beruht im Kontext der Freundschaft nicht notwendig oder wesentlich auf Harmonie, Identität und Konsens, sondern auf Anderssein und Differenz, Agonalität und Kritik.“

S. verzog sein Gesicht: „Also, man muss diese Differenzkonzeption auch nicht übermäßig strapazieren. In einer guten Freundschaft sollte beides möglich sein — Übereinstimmung und Verschiedenheit. Mich bringt die Art und Weise, wie du, C., Freundschaft moralisierst, aber auch auf. Ich würde es zu einem gewissen Grad noch verstehen, wenn du eingewendet tätest, ‘das mit der Freundschaft sei doch eher eine Sache der Jugend und

irgendwie wohl gerade in Mode'. Denn es wird ja oft gesagt, dass neben dem Beruf die Familie im Erwachsenenleben im Zentrum stehen sollte, und darüber hinaus nur noch wenig Zeit für Freunde und gelegentliche gemeinsame Unternehmungen bleibt, ecetera pp. Aber C., du persönlich vermutlich aus eigener Erfahrung weißt, dass die Normalität brüchig geworden ist. F. hat schon recht: Das Eheleben hat seine normierende wie normative Kraft verloren. Diese Leerstelle können Freundschaftsverhältnisse ausfüllen und zwar als Erfüllung eines guten Soziallebens.“

F. fasst S. an den Arm: „Man muss hier stets hinzufügen — vor dem Abgrund potentieller Beziehungslosigkeit und der damit einhergehenden Leiderfahrung, realer Vereinsamung und dem damit verbundenen Selbstverlust, dem Alptraum eines Lebens in beängstigender Leere und Wahnsinn!! Das Individuum hat also triftige und beunruhigende (Ab-)Gründe, sich ständig Sorge um die bestmögliche Gestaltung seiner persönlichen Beziehung zu Anderen zu machen. Man muss die Lebenskunst der Freundschaft als Mikropolitik begreifen. Insofern stimme ich E. zu.“ Epikur sah sie verständnislos an und ließ unvermittelt seinen Blick durch die leere Küche schweifen.

Dann sprach C.: „Da frage ich mich schon, warum du, S., ohne Begleitung deiner Frau gekommen bist? Außerdem will ich noch etwas zu euch beiden Hedonisten sagen“, C. wandte sich erst nach links zu E. und dann nach rechts zu F.: „Ich bin mir gar nicht so sicher, wer hier eigentlich einem Idealismus der Freundschaft das Wort redet?! Ich verstehe durchaus, was ihr sagt — denkbar ist es, dass man sich nicht nur mit nützlich-angenehmen Freundschaften und Bekanntschaften zufrieden gibt, die ohnehin an ihrer Unverbindlichkeit und Unbeständigkeit hinken, sondern um des guten und von Lust erfüllten Lebens willen entschiedener Maßen gute Freundschaften zu leben versucht. Aber seht euch doch die Realität an, ihr Aufklärer!! Vorerst bleibe ich dabei, dass nur zwischen guten Menschen Freundschaft sein kann und dass nur ganz wenige sich um gute Freundschaft bemühen und zu einer Beständigkeit und Verbindlichkeit im Umgang fähig sind. Auch das, was einer von euch beiden über das Verhältnis zwischen Freundschaft und Politik andeutete — wie nanntet ihr das: »Sub-« oder »Mikropolitik«? —, scheint mir eher eine Unerfahrenheit im politischen Handeln zum Ausdruck zu bringen. Denn als unverbrüchliches Gesetz der

Freundschaft hat doch zu gelten, dass wir weder um schimpfliche Dinge bitten noch sie vollbringen, wenn wir darum gebeten werden. Das beinhaltet: man tut nichts aus Freundschaft, was zu einem Vergehen gegen den Staat und die herrschende Ordnung führen würde. Prinzipiell ist die Ethik oder, wie ich eben sagen würde, die Tugend der Freundschaft der Politik und vorherrschenden Moral unterzuordnen. Man kann diesen Gedanken auch positiv wenden: Gerechtigkeit und ein guter Staat herrscht dort, wo die Menschen miteinander durch Freundschaft verbunden sind. Das sagt auch Aristoteles.“

M. nickte zustimmend, während E. aufgebracht entgegnete: „Das kann auch nur ein Berufspolitiker sagen! Die Politik der Freundschaft überordnen! Das ist doch wirklich allerhand. Ich kann mir gut vorstellen, dass du es nicht verstehst, wenn jemand politisch nicht aktiv ist. Aber eins ist doch klar: innerhalb der Politik gibt es lediglich Bündnisse, Genossenschaften, Parteiliebe, — eben das, was vorhin zurecht als Zweckfreundschaften definiert wurde. Die Freundschaften zwischen Politikern sind nun gerade keine gute Freundschaft, und müssen dies auch nicht sein! Das weißt du sicherlich aus eigener Erfahrung...“

M. wandte ein: „E. kennt dich ja nicht. Aber mir fiel dazu sofort deine Freundschaft zu D. und C. ein, denen ich durchaus keinen Patriotismus, sondern im Gegenteil Skrupellosigkeit, Verrufenheit und Vetternwirtschaft nachsagen würde...“

Erneut ergriff E. das Wort, um seinen Gedanken fortzusetzen: „...Denn man kann sich im politischen Leben mit Leuten verbunden fühlen, mit denen man im privaten nichts zu tun haben wollte. Und so auch in vielen anderen Zusammenhängen. Außerdem, wenn man die Machenschaften der politischen Machthaber und den durch und durch desolaten Zustand der Politik im ganzen sieht, dann scheint mir der Rückzug ins Private, ein Leben im Verborgenen, durchaus das Erstrebenswerteste. Meiner Meinung nach sollte man Freundschaft nicht der Politik unterordnen, vielmehr ihre Form eines freiwilligen und gleichberechtigten, demokratischen Gemeinschaftslebens der politischen Kultur einer demokratischen Gesellschaft beistellen.“

F. zündete sich eine selber gedrehte Zigarette an, nahm einen kräftigen Zug aus ihr und begann mit dem Ausatmen des Rauchs zu sprechen:

„Hier geht’s ja ganz schön zur Sache! Also, richtig scheint mir zu sein, dass Verhältnisse der Freundschaft als Gemeinschaft der freien Wahl durchaus ein subversives Prinzip verkörpern und eine Kritik an der bestehenden Gesellschaft mit ihren vorherrschenden Werten und traditionellen Herrschaftsverhältnissen der Geschlechter darstellen. Denn die ihr zu Grunde liegende Freiheit des Individuums und die Gleichheit zwischen den Beteiligten bringt in der Tat eine demokratische Vergesellschaftungsform ins Spiel. Wenn also das Sozialleben im ganzen in Form von Freundschaften gelebt wird, dann ist es wichtig zu sehen, dass dabei und dergestalt auch ein freies und selbstbestimmtes Leben, ein demokratisches Zusammenleben verwirklicht wird. Meinetwegen kann man das dann auch noch als ein gutes Leben bezeichnen, wobei es darauf ankommt, die einzelnen Aspekte dieses Guten mitzudenken. Sonst besteht eben die Gefahr einer Trivialisierung, die ohnehin bei der abgenutzten Rede vom Guten droht...“

E. stutzte und runzelte seine Stirn: „...was willst du damit sagen? Sicherlich gibt es alle mögliche Bedeutung des Guten und auch unzählige Güter. Aber...“

In dem Moment unterbrach F. ihn abrupt: „...lass mich mal zu Ende reden! — Also, auch wenn es sich hier primär um die private Freiheit der Individuen handelt, so muss ich dir entschieden widersprechen, die Lebensweise der Freundschaft privatistisch zu verengen. Zumal du deinem Hedonismus damit nur einen Bärendienst erweist. Denn das Private ist zwar nicht das Politische, aber selbstverständlich wirkt sich das Private auch politisch aus: das Politische ist auch privat — so meinte ich das vorhin!! Das persönliche Zusammenleben vorrangig in Form von guten Freundschaften zu gestalten, hat für die demokratische Kultur einer Gesellschaft ganz sicher zentrale Bedeutung. Da würde ich C. durchaus recht geben...“

„Also doch!“, sprang C. ihr sofort ins Wort. F. ließ sich jedoch nicht abbringen:

„...Aber politische Demokratie funktioniert weder aufgrund der Praxis der Freundschaft noch aber müssen, wie gesagt, alle Menschen untereinander Freunde sein, damit politische Freiheit und Demokratie möglich sind. Umgekehrt hätte man es schlicht mit einer totalitären Herrschaft und im Extremfall mit einem faschistischen Regime zu tun, wenn Normen und Inhalte der politischen Gesinnung, patriotische Loyalitäten und moralische

Konformität vorgäben, wie die Individuen ihre privaten Beziehungen zu anderen Menschen einzurichten haben. Deshalb macht sich jeder Versuch, Freundschaft unter gewissen politischen Bedingungen »höheren Werten« aufzuopfern, verdächtig, ihren unersetzlichen Wert zu verspielen.“

„Gut, gut, ich bin ganz deiner Meinung“, griff S. jetzt ungeduldig ein und fragte nicht ohne ironischen Unterton, „dann verrate uns doch, wie man den Zusammenhang zwischen Freundschaft und Politik zu denken hat!?“

„Man muss ihn anders denken“, entgegnete F. schnippisch, „aber dazu weiß du selbst sicherlich mehr zu sagen, als ich! — Wenn ich von Mikropolitik rede, oder meintwegen auch Subpolitik, dann meine damit zunächst einmal den Sachverhalt, dass bestimmte Lebensbereiche und Handlungsfelder weder unmittelbar der großen Politik zugeschlagen werden können noch aber als Rückzüge aus der ›eigentlichen‹ Politik kleingemacht werden sollten. Weil es in der Macht des Einzelnen liegt, wie er sein Sozialleben lebt, geht von dieser, im allgemeinen zuwenig bedachten *Selbstmächtigkeit* eine politische Ethik des Selbst aus. Dabei handelt es sich um Fragen der Selbstbestimmung und Veränderungsmöglichkeit der eigenen Lebenssituation, die weder von ökonomischen noch von gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen durchgesetzt werden können!“

Mit seiner vor den Mund gehaltenen Hand versteckte S. sein Gähnen, setzte im gleichen Moment aber zu reden an. Doch Epikurs laute Stimme über-tönte ihn:

„Wollt ihr denn den ganzen Abend philosophierend in der Küche verbringen? Ihr seid mir die richtigen. Bestätigt das dumme Vorurteil, wonach Philosophen immer nur reden würden und nicht zu leben verstünden. Ich zumindest habe keine Lust mehr zu diskutieren. Ich finde, wir sollten M. nicht das Fest verderben! Guck dir das mal an — überall Leute, die pärchenweise herumstehen und, wie wir, bloß quasseln statt zu feiern!“

Er wirft einen Blick auf K. und F., die sich dem Spaß hingaben, über andere Anwesende sich herzlich lustig zu machen. Außerdem fielen ihm zwei, eher spießig aussehende Typen auf, die schon den ganzen Abend, am Ende des Flurs verschanzt, an einem kleinen Tisch saßen und in einem mitgebrachten Buch blätterten, um sich ununterbrochen über dessen Inhalt zu ereifern.

„Lasst uns nach nebenan zur Musik gehen, bisschen Stimmung machen, lustig sein — und tanzen!“

Alle verließen die Küche, allerdings folgte nur S. dem E. zum Tanzraum. F. und ihre Begleitung zogen sich in ein ruhiges Eckchen zurück. C. nutzte diese Gelegenheit zum Aufbruch und entschuldigte sich beim Gastgeber dafür, dass er schon zu gehen hätte, weil er früh raus müsse und dass seine Frau es ihm übel nehmen würde, wenn er länger bliebe. Worauf M. verständnisvoll C. zur Tür begleitete, um ihn zu verabschieden.

E. und S. mischten sich unter die Tanzenden. Jetzt schien die Stimmung des Festes erst richtig in Fahrt zu kommen. Auch M. tanzte auf einige Lieder und war glücklich, dass seine Freunde sich so gut amüsierten und seine Feier schließlich doch noch so gut verlief, trotz der anfänglichen Ungewissheit und Steifheit seiner Gäste. »MC Schröder« war voll in seinem Element und legte ein Superhit nach dem anderen auf, so dass alle vergnügt und verschwitzt bis tief in die Nacht tanzten und feierten.

Erfahrungsgemäß war S. von seinem rasenden Getanze körperlich schon bald erschöpft. Um sich von diesen „gewollten Strapazen“, wie er seine Körperlust am Tanzen gegenüber M. bezeichnete, zu erholen, stellte er sich mit einem Glas Wein ans Fenster, guckte in die Dunkelheit der schlafenden Stadt und versank in Gedanken. — — Als es draußen zu dämmern begann und die letzten Gäste schon längst gegangen waren und nur noch Musik leise zu hören war, zog schließlich auch S. ab. Statt aber sich und seinen Rausch auszuschlafen, ging er direkt zum Baden ins Fitnessstudio, denn er wollte den Tag mit aller Frische beginnen und schon früh sich mit Leuten aus der Kunstszene in der Marktstraße treffen.

II.

Über Freund N.

Mit ausdruckslosem Blick starrte M. auf die Oberfläche seines Schreibtischs. Trotz seiner offensichtlichen Schwermütigkeit saß er bequem in seinem antik anmutenden Stuhl. Er war umgeben von Büchern, der ganze Arbeitsraum war von ihnen überfüllt. In ungeordnetem Abstand hingen an einigen Regalen lose Zettel, auf denen einzelne Sätze, Zitate und Sentenzen geschrieben standen. Der Raum hatte wenig Licht, wirkte dabei aber nicht dunkel. An sich strahlte er eine häusliche Gemütlichkeit aus, die sich aus der eigenwilligen Mischung von offensichtlichem Chaos und höchst individueller Ordnung zusammensetzte. M. nannte seine Studierstube „das Turmzimmer“, denn es befand sich in der obersten Etage. Es lag also sehr hoch und bot einen außergewöhnlichen Überblick. — Er rutschte im Stuhl ein wenig hin und her und begann zu tippen:

Mein lieber Freund,
ich wollte nicht, wie üblich, abwarten, bis du dich gelegentlich bei mir wieder melden würdest. (Hat dich meine Nachricht neulich nicht erreicht?) – Mir kam dieses Abwägende und Berechnende in der Gegenseitigkeit plötzlich so engherzig und albern vor und ich dachte an eine Sentenz meines einst besten Freundes N.: „Freunden gegenüber soll man getrost mehr geben, ohne dabei arm zu werden.“ – Um ehrlich zu sein, ist der eigentliche Anlass, warum ich dir schreibe, auch die tief erschütternde Nachricht von dessen Tod: N. erlag, wie ich jetzt erfahren habe, nach Jahren des schleichenden Verfalls schließlich seinen schrecklichen Erkrankungen. Mir kommt es vor, als wäre ich nur noch halb, als wäre ein Teil meines Lebens ein für alle Male unwiderruflich verloren – obwohl unsere Freundschaft schon lange beendet und N. schon endgültig aus meinem Leben getreten war. Dieses furchtbare Ereignis ruft in mir plötzlich das Bedürfnis hervor, *zu schreiben* – mir meine tiefe Traurigkeit und Schwere von der Seele zu schreiben. Der Verlust meines einst besten Freundes ruft quälende Selbstzweifel in mir hervor. Wenn ich nur daran denke, dass ich neulich aus Anlass meiner Rückkehr von einer längeren Reise alle und

gerade auch meine alten Freunde zu einem großen Fest eingeladen hatte und er nicht dabei war! Nicht, dass ich wirklich mit seinem Kommen gerechnet hätte. Wir hatten schon länger nichts mehr voneinander gehört. Aber ich hatte ihn auf Anraten einer guten Freundin doch eingeladen und eine Postkarte an seine alte Adresse geschickt. Aber N. war nicht gekommen...

Ich muss dir kurz von dieser Feier erzählen — auch auf die Gefahr hin, abzuschweifen. Du kennst mich gut genug, um zu wissen, dass ich starke Gefühle dem freien Lauf meiner Gedanken überlasse. So ruft sich mir gerade unter dem Eindruck dieses traurigen Ereignisses das Fest als besonders erfreuliches Erlebnis in Erinnerung. Zeigt sich darin nicht die gewissenlose und grausame Ironie des Lebens: ich spüre, wie diese Todesnachricht in mir neue Kräfte weckt, mich am Leben mit Zähnen und Klauen festhalten lässt und es mich danach verlangt, mein Leben voll auszukosten!?

Wenn die Welt uns schon so übel mitspielt und uns gnadenlos nimmt, was uns am Herzen lag, wenn also, wie ich denke, schon alles andere so gleichgültig gegen uns ist, dann will ich dem etwas entgegensetzen. Und ehrlich gesagt, scheint es mir auch in der Sache, über die wir beim letzten Mal so heftig aneinander geraten sind, hilfreich und weiterführend, wenn ich Dir kurz von dem Fest erzähle. Zunächst einmal muss ich sagen, dass S., den E. von sich aus mitgebracht hatte, eine echte Bereicherung ist und ich wirklich froh bin, diesen Menschen kennengelernt zu haben. Auch wenn er dir bei unserer Begegnung letztens nicht besonders gefiel. Das frappierende ist: S. ist in so vielen Dingen ähnlich wie N.! Mich haben immer schon solche widersprüchlichen und geistreichen, solche in ihrem ganzen Charakter freie Menschen fasziniert. Außerdem bestätigt mir die Bekanntschaft mit S., dass das Feiern von Festen die vielleicht beste Gelegenheit ist, neue Leute kennenzulernen, sich anzufreunden und neue Freundschaften zu schließen. Jedenfalls kam erst mit ihm ein interessantes Gespräch auf. (N. hatte auch diese umgängliche Art der Gesprächigkeit). Vorher standen die meisten scheinbar gelangweilt herum und redeten small talk, auch F.

Sicherlich hat es auch mit der von dir kritisierten, eigenartig provokanten und anstößigen Mutwilligkeit des S. zu tun, dass er das Gespräch damals ausgerechnet auf das Thema Freundschaft lenkte. Aber ich finde es richtig und wichtig, auch einmal darüber zu sprechen und nicht immer über Unpersönliches oder Belangloses. Es entzündete sich eine recht lebhaft

Diskussion. Besonders die freimütige Rede von F., die Freundschaft als Lebenskunst stark machte, und auch E.s emphatisches Lob des Glücks und der Lebenslust des Freundseins haben mir aus dem Herzen ausgesprochen. Überhaupt hatte ich den Eindruck, dass sich alle Beteiligten durch die Offenheit des Gesprächs in dessen Verlauf wirklich näher gekommen sind. Du wirst es belächeln, aber ich spürte in dieser Situation eine gewisse erotische Spannung. Schließlich reden Sich-Anfreundende, wenn sie über Freundschaft reden, auf ungewöhnliche Weise über sich und die Situation, die sie in dem Moment miteinander erleben. Und liegt der größte Wert der Freundschaft nicht darin, solches Mit-Teilen zu ermöglichen, „dieses Gespräch zu sein“?! Irgendjemand Berühmtes hat das so formuliert. Ich finde gerade den Zettel nicht... Das Miteinanderreden gewährleistet – natürlich weit mehr als sein Ersatzmittel, dem Schreiben, – die Reflexion auf das eigene Leben und die Möglichkeit, sich Sinn, Welt und sich Selbst anzueignen. Die Kunst des Gespräches habe ich immer darin gesehen, nicht bloß die Spielregeln des Diskutierens zu beherrschen. Sie betrifft und verlangt die Offenheit, in der Gegenrede des Anderen keinen feindlichen Angriff zu sehen, sondern eine Bereicherung: nämlich die günstige Gelegenheit, die eigenen Standpunkte zu hinterfragen, zu bestärken, zu verändern und zu erweitern. Die endlosen Gespräche mit N. haben mich wirklich reich gemacht: Er hat mich mit seinem philosophischen Geist reichlich beschenkt, aber auch ich habe ihm vieles geben!

An dieser Stelle möchte ich zu dem, worüber zwischen uns letztens der Dissens aufkam, nur so viel anmerken: Die vertrauensvolle Beziehung zu anderen und genauer das Gespräch zwischen guten Freunden befähigt zur Selbsterkenntnis, d. h. es verhilft sowohl zu einem Bewusstsein seiner Selbst, der eigenen Art des Denkens, Handelns und Fühlens als auch zur Selbstkritik! Dieses Zusammenspiel von Erkenntnis und Kritik mag in der Tat schmerzlich sein. Aber es ist doch eine unersetzliche und kostbare Quelle der Selbsterfahrung, Selbstwerdung, Selbsterschaffung! Mich hat es erstaunt, dass nun S. nicht auf diesen Zusammenhang zwischen Freundschaft und Selbst-Denken zu sprechen gekommen ist. Schließlich, das sollte nicht übersehen werden, spiegelt sich diese Wechselwirkung im Begriff der ›Philosophia‹ selbst wider. Denn *philos* heißt im Griechischen Freund und *sophia* meint Weisheit, also ein praktisches, aus der reflektierten Lebens-

erfahrung gewonnenes Welt- und Selbstwissen. So kann man mit einigem Grund von einer Geburt der Philosophie aus dem Geiste der Freundschaft sprechen. — Im buchstäblichen wie im übertragenen Sinne, denn ist nicht das gemeinsame Gespräch der Freunde buchstäblich der *Geist* ihrer Freundschaft?! Denn in der Art und dem Inhalt ihrer Gespräche kommt ja das Denken der Beteiligten, eben ihr Geist bzw. ihre Geisteshaltung, zum Ausdruck. Und diese Geburt der Philosophie geschieht jedes Mal und immer wieder von neuem, wenn Freunde miteinander über ihr Verständnis einer Sache (der Welt und sich) diskutieren und dafür gute Gründe anzuführen versuchen, um die eigene Meinung gegenüber dem Anderen zu begründen, statt sie bloß zu behaupten oder dahin zu stellen. — Nicht jedes Gespräch zwischen Freunden hat philosophischen Tiefsinn. Allerdings kommen gewöhnliche Bekanntschaften und Sozialkontakte kaum jemals über das Niveau des *small talks* und Geredes hinaus. Sicher, da ich weiß, wie fern von gewöhnlichem Weltlauf wirklich gute Freundschaften abliegen und wie selten sie sind, erwarte ich darüber kein guten »Richter«. Denn sogar die Meinungen, die das Altertum uns über diesen Gegenstand hinterlassen hat, kommen mir seicht vor, gemessen an dem Gefühl, das ich davon habe. Und in diesem Punkt übertreffen die Tatsachen sogar die Lehren der Philosophie: *nil ego contuterim iucundo sanus amico*. Ich habe viel darüber phantasiert, ob ich nicht in das Hof-Projekt einsteigen soll. Am Ende bin ich aber doch sehr skeptisch, ob das Glück eines freundschaftlichen Zusammenwohnens dauerhaft ist. Das Leben hat aus mir keinen — wie du mir vorwirfst — verbitterten Menschen gemacht. Das wäre in der Tat schlimm und unbedingt zu verändern. Aber das stimmt eben so auch nicht. Nein, meine Erfahrungen im persönlichen Umgang mit anderen haben mich zu einem, wie ich sagen würde, ästhetischen Misanthropen gemacht. Daraus mache ich gar keinen Hehl: die meisten Menschen mag ich nicht leiden, weil sie dumm sind (oder doch so aussehen) und ein unschönes Leben führen. — —

Das bringt mich zu F. Du schwärmtest ja von ihrem weißen Sportwagen. Meiner Meinung nach übertreibt es F. ein wenig! Als ich ihr bei meiner Feier riet, sie möge doch besser mit dem Taxi nach Hause fahren, ist sie dennoch mit dem eigenen Auto los. Sie liebt das Risiko. Das sei ihre Art der Unvernunft, meint sie. So ein Quatsch! Was mich allerdings erstaunt hat an

diesem Abend, war, dass F. und S. sich zum Abschied ganz herzlich umarmten. Sicherlich — F. ist impulsiv, spontan und nahbar und gerade was Leib betonte Nähe angeht, hat sie echt keine Probleme... Aber, dass S. zu dieser körperlichen Geste der Zuneigung gegenüber einer ihr fremden Person fähig ist, hätte ich nicht gedacht.

Übrigens hat C., der sich, wie ich dir ja erzählte, sonst immer so positiv auf Tradition, Pflichtbewusstsein und die gesellschaftliche Notwendigkeit einer anständigen, tugendhaften Lebensführung beruft, vor kurzem sich „endlich“ scheiden lassen. Ja, so holt auch ihn die Realität ein und damit die Unmöglichkeit, heutzutage konservative Moral hochzuhalten. Andererseits war sich auch C. immer darüber im Klaren, dass die Ehe ein Handel ist, der nur bis zu dem Zeitpunkt, in dem man ihn eingeht, frei ist. Denn seine Dauer ist wegen der Erziehung der Kinder auferlegt und erzwungen (wie er mir gesteht, haben seine Frau und er lange Rücksicht genommen auf die Entwicklung ihrer gemeinsamen Tochter). In einem solchen Handel finden sich darüber hinaus noch tausenderlei äußere Verwicklungen zu entknäueln, genug eben, um den Faden einer herzlichen Zuneigung abreißen und ihren Gang sich verwirren zu lassen. C. sagte mir, er würde sich jetzt auf sein Wochenendhaus zurückziehen, um zu schreiben und seinen Studien in Ruhe nachzugehen. Nun rate mal, worüber er schreibt?! — Er fasst gerade eine kleine Schrift über die Freundschaft ab, um die ihn sein Freund A. gebeten hatte.

Lass mich (bitte entschuldige noch mal die Verworrenheit meiner Gedanken!) auch dies beiläufig anmerken: Du meinstest, man würde heutzutage unter einem ›Philosophen‹ jemanden verstehen, der als Geisteswissenschaftlicher in der Universität arbeitet und sich mit theoretischen Fragen und fachspezifischen Problemen herumschlägt, die keinerlei Bezug zum praktischen Leben hätten! Ich will die Berechtigung dieser Kritik auch gar nicht bezweifeln. Aber du kanntest eben N. nicht! Das war wirklich ein echter Philosoph, und nicht von ungefähr eben auch ein Kritiker der Universitätsphilosophie. Das Beispielhafte und Ungewöhnliche an seiner Person war ohne Zweifel seine philosophische Existenz: er nahm Philosophie als Lebensweise und nicht als Beruf oder Gedankensystem, sondern als Versuch, auf eine freie und selbstbestimmte Art zu leben, die

auf Wissensarbeit beruht und eine reflektierte Lebenshaltung verlangt, ›ernst‹. Er selber hätte sich hier sicherlich den Wortwitz erlaubt, von ›heiter nehmen‹ zu sprechen, denn ihm ging es um die Heiterkeit und Lebensfreude als philosophisches Lebensideal. Das herrlichste Meisterstück des Menschen ist, richtig zu leben. — Ob ich mich als Philosoph bezeichnen würde? Da würde ich doch zögern. S. natürlich! Aber ich? Mir reicht es schon, mir meiner Schwächen und Widersprüche bewusst zu sein und mit ihnen leben zu können. Obwohl ich mit dem ehrgeizigen Vorsatz von meiner Reise wiedergekommen war, mein Leben neu zu organisieren und mich von vielen Zwängen meiner verschiedenen politischen, beruflichen und familiären Funktionen, die mir jede Freiheit zu rauben drohten, zu befreien, merke ich, wie ›unfertig‹ ich immer noch bin. So experimentiere ich mit neuen Lebensmöglichkeiten, Lebensformen, Lebenserfahrungen und Lebenswahrheiten. Wenn es bloß bei mir stünde, mich nach meiner eigenen Mode zu kleiden, so wüsste ich keinen Schnitt, an den ich mich so fest halten würde, dass ich niemals davon abginge. Mein derzeitiges Leben ist wie dieser Brief: ein Essay, ein *Versuch*, bezogen auf meine Existenz nachzudenken und vorzudenken, in jedem Fall eine ungeschützte und unablässig vorläufige Einheit oder besser: eine Vielfalt lustvollen Daseins herzustellen. Auch wenn das komisch klingt, ich bin mir durchaus im Klaren darüber, dass das viele Schreiben nicht das volle Leben ist — sondern ganz eigentlich sein Über-Bau. Jedenfalls lässt es sich in diesem Gedankengebäude bequem einrichten. Zumal das Schreiben die virtuelle Verlängerung realer Freundschaft, als vorübergehende Aushilfe für das verhinderte Gespräch oder ist Flaschenpost und Erkennungsmarke, ermöglicht. Allerdings spielt das Schreiben auch eine eigene imaginäre Welt vor und kann mithin als selbstbetrügerisches Ersatzmittel für fehlende Freundschaften dienen!! Die Bücher schreibende Gelehrtenwelt ist insofern nicht nur eine leere Welt, sondern auch ein bloß erbaulicher Schein, der endlose Einsamkeit verhüllt. — Schreiben, um nicht allein zu sein: Werde ich der Gefahr eines solchen Hirngespinnstes der Freundschaft entrinnen?... Während meiner Reise hatte ich mir fest vorgenommen, neu anzufangen, nicht im Schreiben, sondern mit dem Leben. Deshalb meine Verausgabung für das Fest. Dabei tröstet es mich übrigens wenig, zu wissen, dass die meisten ihre Einsamkeit durchs Fernsehen betäuben. — —

Und nun bekomme ich die Nachricht: “N ist tot!” – Um dir gegenüber ganz ehrlich zu sein: im Grunde war er ja schon lange tot. Denn tritt der Freund beim Ende einer Freundschaft nicht aus dem Leben des Freundes? Nicht zu unrecht spricht man davon, dass eine Beziehung zu jemandem ›gestorben‹ sei. Deswegen, so böse es klingen mag, schmerzt mich weniger die Tatsache, dass N.s Lebenswille, sein Wille zur ... Gesundheit zuletzt seiner Krankheit unterlag. Der Tod ist nicht das schlechteste, was einem passieren kann! Was mich aber zutiefst betrübt, ist vielmehr das Gefühl, an seinem Tod mitschuldig zu sein. Nicht nur er, auch ich ließ die glückliche Zeit unserer Freundschaft auslaufen – obwohl es ganz in unserer Macht gelegen hätte, dies zu verhindern. Dies, wahrscheinlich nur aus selbstgerechter Gleichgültigkeit, nicht getan zu haben, quält mich und drängt mich, dir das Folgende zu N.s Gedenken mitzuteilen. Auch hilft es mir, meine Gefühle zu ordnen, wenn ich schreibe. Darum will ich dir nichts vorenthalten, aufrichtig sein und frei heraus dir die Geschichte meiner Freundschaft zu N. und aus dem Leben N.s als Freund erzählen: Die beispielhafte Geschichte einer wahren und intensiven Freundschaft und – ihr klägliches Scheitern! Das Zeugnis eines einzigartigen Menschen und eines großen Denkers unserer Zeit; eines Individualisten, der sein Leben lang für etwas gekämpft hat, was nur wenige wagen: als ein freier und selbstbestimmter Mensch zu leben.

N. zum Gedenken

Man kann das wirklich so sagen: N. und ich suchten uns, noch ehe wir uns gesehen hatten, durch die Schriften, die wir voneinander kannten und die auf unsere Zuneigung eine starke Wirkung übten (er nannte Bücher einmal Angeln, die einer auswirft, um Menschen zu fangen), – ich glaube, wir suchten uns durch eine Fügung des Himmels; wir umarmten uns schon in unseren Namen. Besonders beeindruckt war ich von N.s Schriften zur Ästhetik der neuen Musik und seinem kulturpolitischen Interesse. Er seinerseits sprach in einem Brief an mich, noch zu der Zeit als ich in Paris lebte, von seiner großen Begeisterung über meine psychologischen Reflexionen und die darin artikulierte Skepsis gegenüber moralischen Idealen. Übrigens gab mir N. den Kosenamen Monrée und ich nannte ihn

Dela-bello, wegen seines Italienfimmels. (Ironischerweise war das auch der Markenname des schrecklich salzigen Schinkens, den er sich damals von seiner Mutter in schöner Regelmäßigkeit schicken ließ). Die Begegnung, mit der unsere Freundschaft richtig begann, ergab sich anlässlich einer großen städtischen Feier und Geselligkeit, ein Festival, in dessen Mittelpunkt N.s bester Freund, ein schon damals hoch angesehener Musiker, stand. Das war im August, vor N.s 32. Geburtstag. Entscheidend für den weiteren Verlauf der Ereignisse war nun, dass er diese ganze Situation – die zum großen Musical-Spektakel reduzierte Kulturveranstaltung, mit ihrer sonntäglichen Erbaulichkeit und aufgesetzten Kulturschickeria, und mittendrin sein zum Genie gekrönter Künstlerfreund – nicht länger ertrug. Mit alledem wollte er auf einmal nichts mehr zu tun haben und ergriff unter einer heftigen Kopfschmerzattacke die Flucht in einen kleinen Kurort des nahe gelegenen Bayrischen Waldes. In dieser Situation war ich der einzige, den er kannte und mit dem er zu tun haben wollte. So kam es, dass ich ihn begleitete und ihm half, sich zu erholen und im wahrsten Sinne des Wortes ›zu sich‹ zu kommen. Wir verstanden uns sofort sehr gut und waren uns gleich sicher, dass dies der Anfang einer langen Freundschaft sein würde. Beide spürten wir, dass für jeden von uns unsere Beziehung eine einschneidende Veränderung in unser Leben einleitete, die in den darauf folgenden Jahren allmählich voll zu ihrer Auswirkung gelangen sollte: – nämlich “die Freigeisterei”.

Dazu muss ich sagen, dass sich die tragischen Ereignisse in Bayreuth schon vorher abzeichneten. Denn zu diesem Zeitpunkt befand sich N. in einer äußerst schwierigen Lebenssituation, auf deren Hintergründe ich später zu sprechen kommen werde. Zunächst aber zurück zum Bayrischen Wald.

Damals plante N. eine einjährige Erholungsreise, für die er eine Befreiung von seinen Lehrtätigkeiten bewilligt bekommen hatte. Eine gute Freundin (was dich interessieren könnte: eine Feministin der ersten Stunde!) hatte ihn nach Italien eingeladen. Nun war für ihn klar, dass ich, sein neuer Freund, mitzukommen habe! Diesem Drängen gab ich natürlich gerne nach. So waren wir also schon kurz nach den Festspielen und dem kurzen Kur-aufenthalt auf unserem Weg gen Süden. Bevor wir aber zu seiner Freundin nach Sorrent fahren und dort einen weiteren Freund und Schüler N.s treffen

würden, verbrachten wir in einem kleinen schweizerischen Ort im Rhônetal die ›Flitterwochen‹ unserer jungen Freundschaft. Wir fanden beim Hotel du Crochet ein abgelegenes Häuschen mit Balkon und genossen mit vielen Wanderungen und Gesprächen „des schönsten Herbstes“, wie er sagte. Zunächst ging es N. gesundheitlich noch sehr schlecht und er hatte mit starken Kopfschmerzen zu kämpfen. Aber schon nach einigen Tagen änderte sich dies erheblich. N. gewann neue Lebensgeister und Lebenskräfte. Tatsächlich konnte sich N. mit mir zusammen einfach am freiesten fühlen und am meisten *er selbst sein*. Deshalb erholte er sich durch die „magische Wirkung“ meiner Anwesenheit immer am besten. Was selbstverständlich mir auch mit ihm so erging. Wir dachten und empfanden in so vielen Dingen ähnlich und teilten die gleiche Lebenseinstellung. Wir beflügelten uns wechselseitig zu neuen Gedanken und Ansichten und bekräftigten unsere stolze wie frohmütige Freiheit des Geistes, in der wir uns damals miteinander übten. Die Gesellschaftskritik und philosophischen Reflexionen seines beschädigten Lebens, an denen N. zu dieser Zeit arbeitete, wurden von ihm später so treffend mit dem Untertitel seines Buches Menschliches, Allzumenschliches auf den Punkt gebracht: „Ein Buch für freie Geister“. N. äußerte mir gegenüber immer wieder seine unermessliche Dankbarkeit für diese für ihn so wichtige Zeit seiner „Kur und Selbst-Wiederherstellung“. Ich weiß noch genau, wie er mich einmal auf unserem kleinen Balkon bei klarstem Sternenhimmel umarmte und feierlich sagte, dass er es sich mit mir vorstellen könnte, „es sich auf der Erde heimisch zu machen“. Am nächsten Morgen, N. musste schon früh aufgestanden sein, fand ich einen Zettel auf dem Frühstückstisch. Ich erkannte seine krakelige Handschrift und las:

An die Freundschaft

“Heil Dir, Freundschaft!
Meiner höchsten Hoffnung
Erste Morgenröte!
Ach, ohn’ Ende
Schien oft Pfad und Nacht mir,
Alles Leben
Ziellos und verhasst!
Zweimal will ich leben,
Nun ich schau’ in deiner Augen
Morgenglanz und Sieg,
Du liebste Göttin!”

Diese glückliche und zugleich inspirierende und intensive Zeit setzte sich auch fort, nachdem wir von Bex über Genua nach Neapel und Sorrent übergewechselt waren. Dort waren wir zu viert und lebten in der Villa Rubinacci. Man verbrachte die herrlichsten Tage eines ausgefüllten Zusammenlebens: mit vielen Diskussionen, Spaziergängen, Musik hören, gemeinsamen Essen und Arbeiten. N. las Voltaire und die einschlägigen vernunftkritischen Franzosen, während unsere Freundin Mali an einem Roman und B. an seinen Novellen und ich an meiner Moralphilosophie bastelten. N. bezeichnete unser Zusammenleben als eine “Art Kloster für freiere Geister” und eine “klösterlich-künstlerische Genossenschaft”. Diese Klosteridee entsprach seinem alten Traum von einem Zusammenleben mit Freunden und Gleichgesinnten im Interesse an Kunst und Kultur. (Für mich war die Vereinigung mit gleich gestimmten Menschen ja ebenso ein Ideal, das ich, wie ich mir damals ganz egoistisch vorgenommen hatte, früher oder später um jeden Preis zu verwirklichen...) Wie du dir denken kannst, war Freundschaft in N.s Leben und Denken ein, wenn nicht sogar der zentrale Wert. Schon lange sah N. für sich persönlich in Freundschaftsverhältnissen die einzig erträgliche Form des Zusammenlebens. Seit seiner Jugend hatte er viel über Freundschaft nachgedacht und aus ganz ähnlichen Gründen über ihre große Bedeutung gesprochen, wie E. und F., und letztlich ja auch ich. F.s Auffassung, dass die Lebensweise des Freundseins eine Sache der Ethik und Kultur sei, könnte sie geradewegs von N. haben. Kaum zu

glauben, aber F. erzählte mir tatsächlich einmal, dass sie, als sie mit einer Freundin, damals noch mit ihrer grünen ›Ente‹, durch Italien reiste (ausgerechnet Italien: N.s Lieblingsland), mit sehr viel Interesse und Sympathie in ihrer Taschenbuchausgabe studiert habe. (Nebenbei bemerkt: N.s Schriften waren mitunter die ersten ›tragbaren‹ Bücher, die in handlichen Taschenformat vertrieben wurden: mit den Vor- und Nachteilen, die diese allgemeine ›Greifbarkeit‹ mit sich brachte!!). Jedenfalls ist ihre geistige Verwandtschaft zu N. kaum zu bezweifeln. –

Apropos: die Lust am Reisen teilen wir alle drei. Schließlich bedeutet Reisen nichts anderes, als einen Abstand von allen alltäglichen und allzu alltäglichen Selbstverständlichkeiten zu gewinnen und damit die Möglichkeit, einmal die eingefahrenen Lebensgewohnheiten hinter sich zu lassen, und sich einen Überblick über sich und sein Umfeld zu verschaffen. Reisen ist ein anderes Wort für Freiheit: die Unabhängigkeit des Rucksacks, “seiner sieben Sachen” (N.), und eine Lust auf Neues, das sich gegenüber Fremdem und Unbekanntem nicht ängstigt, sondern als Bereicherung schätzt; Reisen heißt über die Grenzen und Kulturen hinweg, sich auf ›Völkerverständigung‹ und Gastfreundschaft zu verlassen und Weltbürger sein: *global player* in eigener Sache.

Zurück zur Klosteridee: Wer sich in N.s Philosophie auch nur ein bisschen auskennt, weiß, dass seine philosophische Leitfigur „nicht den Nächsten lehrt, sondern den Freund, der das Fest der Erde und ein Vorgefühl des Übermenschen sein soll”. Aber was erzähle ich dir das alles! Vermutlich weißt du über N.s Philosophie der Freundschaft, die sich auf alle seine Schriften verstreut, ohnehin besser Bescheid als sein alter Freund Monrée, der nur deren Förderer und Experimentierfeld war – als ich. Mittlerweile gehören ja gewisse Grundkenntnisse in N.s Philosophie zum guten Ton, zum ›Geist unserer Zeit‹. Wer hätte das einmal gedacht, dass N.s unzeitgemäßer Freigeist wirklich einmal zum zeitgemäßen Zeitgeist werden würde! Wie ging es mir immer auf die Nerven, wenn N. seinen kommenden Ruhm prophezeite und unaufhörte unkte, dass es noch lange dauern würde, bis man sein Genie und seine Philosophie verstünde. Was musste er dafür leiden, um – posthum darin Recht zu behalten...

N. wäre zweifelsohne sofort mit Begeisterung in E.s ›Markthof-Projekt‹ eingestiegen und ›Markthofler‹ geworden. Gemeinsam in einem Haus wohnen, künstlerisch arbeiten und genießen – das war ganz nach seinem Geschmack. Wie lange das gut gegangen wäre, wage ich allerdings nicht zu sagen!! Mich hat dieses Projekt anfangs auch sofort begeistert, um jedoch schnell feststellen zu müssen, wie wenig ich mit den (zum Teil doch recht kleingeistigen) Leuten kann und gemeinsam habe. Interessanterweise haben sich neulich auch F. und sogar S. ähnlich über den Markthof geäußert. Aber wie auch immer – N. war ein Freundschaftsutopist, nicht nur ›aus Tiefe‹, also aus Hoffnung auf einen Ausweg aus seiner Einsamkeit (der „einsamsten Einsamkeit“), sondern auch ›aus Oberflächlichkeit‹: aus dem Verlangen nach einem erfüllten und vielfältigen Zusammenleben mit anderen schönggeistigen Individualisten.

Vielleicht wäre er sogar zu meiner Feier neulich gekommen, hätte er damals noch gekonnt. – Ihm wäre es zuzutrauen gewesen!! Jedenfalls hätte er sich über das Feiern wie ein Kind gefreut. Er wollte ja gegenüber der Kunst der Kunstwerke, eine höhere Kunst lehren: die Erfindung von Festen als Leitwert einer neuen, höheren Lebenskultur, in der Kunst und Leben nicht getrennt nebeneinander her existieren, sondern Künstlersein ein integraler Bestandteil gelingenden, vollen Lebens wäre. Hier zum Beispiel: „Einstmals muss die Kunst der Künstler ganz in das Festebedürfnis der Menschen aufgehen: der einsiedlerische und sein Werk ausstellende Künstler wird verschwunden sein: sie stehen dann in der ersten Reihe derer, welche in Bezug auf Freuden und Feste erfinderisch sind.“ Oder: „Im Fest ist einbegriffen: Stolz, Übermut, Ausgelassenheit; der Hohn über alle Art Ernst und Biedermännerei; ein göttliches Jasagen zu sich aus animalischer Fülle und Vollkommenheit.“

Außerdem tanzte N. leidenschaftlich gerne (nicht selten alleine für sich in seinem Zimmer). Tanzen, Lachen und Singen sind einige der neuen Tugenden, denen er auf seiner Suche nach einer philosophischen Lebenskunst neuen Wert verlieh. Übrigens alles Aspekte seiner philosophischen Ästhetik, denen bislang ganz zu Unrecht kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurden. Einmal schrieb er mir auf einer Postkarte den Spruch: „Und verloren sei uns der Tag, wo nicht ein Mal getanzt wurde! Und falsch heiße uns jede Wahrheit, bei der es nicht ein Gelächter gab!“

Im ganzen gesehen, ist es also nicht übertrieben, die gemeinsame Zeit in Sorrent als die zeitweilige Verwirklichung unserer Utopie vom Zusammenleben mit Freunden anzusehen – eine einmalig geglückte Durchdringung von Theorie und Praxis, Philosophie, Kunst und Leben. Aber es gab auch Unerfreuliches in dieser schönen Zeit, wie eigentlich zu jedem Zeitpunkt in N.s Leben Positives immer von Negativem begleitet war, so, wie auf einen helllichten, sonnigen Tag die finstere Dunkelheit der Nacht folgt. (In der Tat sprach N. selber ja von der „Morgenröte“ und dem „Mittag“ seines Lebens und – seiner Dämmerung!)

Vor diesem Hintergrund wird dir vielleicht deutlich, wie wichtig für N. die Freundschaft zu mir war: er fand in mir einen neuen Freund, der ihm die geistige wie körperliche Kraft und so spürbare, ›letzte‹ Gründe gab, seine alten Bindungen und bisherige Lebensweise aufzugeben. N. und mich verband von Anfang an eine Gleichheit und Ebenbürtigkeit. Außerdem war ich ihm hilfreicher Bundesgenosse und unerschöpflicher Waffenschmied in seinem „Feldzug gegen die Moral“, zu dem er sich damals aufmachte.

Gerade meine Kritik an den bestehenden moralischen Idealen und dem Nachweis ihrer Relativität bewirkte und bestärkte N.s Gesinnungswandel, verhalf ihm zur Befreiung seines noch gebundenen Geistes. Wir teilten und erarbeiteten uns viele Gemeinsamkeiten. An erster Stelle unserer Werte und Ideale stand ohne Zweifel das, was er unsere *nova passio* nannte: Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Redlichkeit statt Verlogenheit, Feigheit und Selbstbetrug. Sie verlangte Mut zur Selbstkritik, zur schonungslosen und spielerischen Infragestellung aller Selbstverständlichkeiten. In vielen Diskussionen machten wir uns die heuchlerische Moral der Selbstlosigkeit klar: ihre religiös und ideologisch versteckte Verlogenheit und die damit einhergehende Unterdrückung und alltägliche Beherrschung von individuellen Trieben und Bedürfnissen. Mit unserer neuen Leidenschaft der Selbst-Erkenntnis verband sich die Lust, die traditionelle „Entselbstungsmoral“ des braven Bürgers nicht in Grund und Boden zu kritisieren, sondern eben ihre Falschheiten erfrieren zu lassen und ihre Selbstlosigkeiten zu entkernen. Auf diese „halkyonische“ Art die so selbstverständliche Glaubwürdigkeit der geltenden Werte aufzukündigen, gab uns wirklich das Gefühl einer Befreiung und belegte die erheiternde,

taubenfüßige Wahrheit, dass den meisten Dingen und Lebensidealen lediglich menschlich-allzumenschliche Irrationalitäten und Ängste zu Grunde liegen. Man hat diese radikalen Veränderungen in N.s Denken sicherlich zurecht später seine anarchistische Phase genannt, denn alle vormals gültigen Werte und moralischen Ideale – und mit ihnen, die sie hervorbringende kulturelle Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft im ganzen – wurden als Falschheiten und „Illusionen“ attackiert. Du musst dir die Radikalität dieser „Selbst-Überwindung“ recht vor Augen führen, denn mittlerweile scheint das alles, was N. (und mich) damals zu beschäftigen begann, also die aufklärerische Kritik an der christlichen Moral, der instrumentellen Vernunft und dem abendländischen Nihilismus der Technik, für uns heute fast schon selbstverständlich zu sein. Das meine ich übrigens, wenn ich behaupte, dass ein Teil von N.s Philosophie, nämlich der negative Geist seiner radikalen Gesellschafts- und Vernunftkritik, sich gewissermaßen im Bodensatz unserer heutigen Skepsis gegenüber dem Fortschrittsglauben wiederfindet. — —

N. und ich waren uns auch darüber einig, dass zu einer Redlichkeit gegen sich selbst auch die Konsequenz gehört, sich von alten, veralteten, beengenden Bindungen loszuknüpfen, selbst dann, wenn dies nur zum Preis der Vereinzelung und Vereinsamung zu haben wäre. Lieber im Reinen mit sich und dafür alleine für sich sein, als an falschen, unehrlichen, nur durch die Angst vor der Einsamkeit zusammengehaltenen Zweckbeziehungen sich zu klammern. Dieser Punkt steht nun im unmittelbaren Zusammenhang mit den einschneidenden Ereignissen, die zur Krise und den tiefgreifenden Veränderungen in N.s bisherigen Leben führten.

Zeitgleich zu unserem fröhlichen Klosterleben in der Villa Rubinacci verbrachte N.s Musikerfreund W. mit seiner Familie seine Ferien in Sorrent. Was sich schon in Bayreuth abzeichnete, verdichtete sich während dieser gemeinsamen Urlaubstage zu einem unwiderruflichen Gefühl: alles an seinem „2alten Freund“, die Lebensvorstellungen, Werte und Theorien, für die dieser stand, waren N. fremd geworden. Alles, was ihm vorher lieb und teuer war und seine Existenz ausfüllte, erschien ihm nun falsch und als „große Irrtümer“. Diese Entfremdung verspürte N. besonders gegenüber der von ihm bisher vergötterten Musik und Ästhetik seines Freundes. Auf

einmal sah er in dieser Kunst nur noch reine Unterhaltung. Während N. früher als der große und unumstrittene Cheftheoretiker der avantgardistischen Kunst seines älteren Freundes fungierte (und sich dafür mit nicht wenigen seiner Universitätskollegen anfeindete und auch persönlich einiges seiner geistigen Redlichkeit riskierte), fiel ihm nun der schlechte Romantizismus, das Schwerblütige an dessen Musiktheater auf. Dazu kam N.s Ablehnung des wachsenden Nationalismus und Antisemitismus seines verehrten Freundes. Diesbezüglich ließ das Ehepaar W. ihre Antipathie gegen meine Person deutlich erkennen. Ich war in allem das Gegenteil von seinem alten Freund: Jude, Freigeist, Kosmopolit, jung, „französisch“, unverheiratet, unfertig und unvernünftig. So sah N. mit Erschrecken auf einmal auch das Christliche an W.s Person und Werk. Und nicht zuletzt hatte sich N. im Zuge unserer Freundschaft auch von der einst mit W. zutiefst geteilten Bewunderung Schopenhauers und dessen pessimistisch lebensverneinenden Grundhaltung gelöst. Von daher verbrachten wir zwar einige gemeinsame Abende in Sorrent, um die Freundschaft oberflächlich aufrecht zu erhalten, unterschwellig aber verwandelte sie sich langsam zu einer verbitterten Feindschaft, mit deren verletzenden Nachwirkungen N. bis zuletzt hart zu kämpfen hatte. (Bezeichnenderweise brach N. über einer polemischen Schrift zu W. zusammen: seine letzten niedergeschriebenen Gedanken galten diesem einst besten, später verhassten Freund.)

Neben den inhaltlichen und lebenspraktischen Gründen, die N. dazu bewegten, seine Freundschaft zu W. zu beenden, störte er sich auch zunehmend an der Ungleichheit zwischen ihm und seinem „Meister“. Er fühlte sich benutzt und als Vasalle behandelt und er spürte, wie sein Freund (und dessen Frau) ihm keinen Raum ließen, sein eigenes Denken zu entfalten. Ich glaube, was ihn aber am meisten ärgerte, war W.s wohltdosierter Vorwurf, N. wäre ja Geisteswissenschaftler und kein Künstler. Mit anderen Worten: W. wollte N. nicht in einer künstlerischen Eigenständigkeit und Ebenbürtigkeit als „Dichterphilosoph“ anerkennen. Das war in der Tat, zumal von einem seiner damals besten Freunde, die größte Verletzung und Geringschätzung, die man N. überhaupt antun

konnte, und nicht gerecht, sondern böswilliger Ausdruck von W.s wachsendem Minderwertigkeitsgefühl ihm gegenüber.

N.s Leistung als Künstlerphilosoph steht mittlerweile ganz außer Zweifel. Er wollte nicht weniger, als aus seiner Philosophie Musik machen; und nicht nur das. Seine philosophische Sprache wollte Musik sein, zu der man auch tanzen kann und die sich auch singen ließe!! In jedem Fall ist der wesentliche Zusammenklang von Musik, Tanz und Philosophie bei N. immer mitzudenken und mitzuhören: er philosophiert stets in einem bestimmten Ton und Rhythmus. N. war Begriffstänzer und Wortklangkünstler. In seinem Stil bediente er sich kräftig des Instrumentariums des musikalischen Bewegungsausdrucks: Noten zur Literatur in Form von Sperrdruck, Doppelpunkten, Gedankenstichen, Anführungen, Ausrufungen, Fragezeichen, Pünktchen, Aphorismen, Lieder, Sätze und – Dissonanzen.

Tatsächlich trennte sich N. zu dieser Zeit noch von einem weiteren alten Freund, R., aus seiner Jugend. Auch diese einst enge und wertvolle Freundschaft endete für N. schmerzhaft. Über die Gründe, wie es dazu kam, will ich kurz zu sprechen kommen, denn sie haben mit dem zu tun, woran schließlich auch meine Freundschaft zu N. Jahre später scheiterte.

R. war sicherlich für viele Jahre N.s bester Freund. Sie hatten sich zu Anfang ihres Studiums kennengelernt. Aus der Freundschaft zu ihm zog N. viel Zuversicht, Selbstvertrauen, Anerkennung und immer wieder kam schon zwischen ihnen damals der Wunsch nach einem Zusammenleben auf. Doch N.s Blitzkarriere als Akademiker und der damit verbundene Umzug nach Basel machte damals jede gemeinschaftliche Perspektive zunichte. Der schlagartige Übergang vom Studentendasein zum Berufsleben trennte die Freunde voneinander und bewirkte am Ende, dass jeder für sich eine andere Entwicklung nahm und sie sich schließlich auseinanderlebten. Aber noch zu Beginn seiner Professur in Basel, also nur kurz nach ihrer räumlichen Trennung, erwog er ernsthaft ein kleines Schösschen im Graubündner Kurort Flims zu kaufen, um dort nach antikem Vorbild mit seinen zu dieser Zeit besten Freunden eine Philosophenschule (jetzt hieß es "Brüderschaft

der Lehrer und Erzieher“) zu betreiben, um so einen der „zahlreichen neuen Versuche des Lebens und der Gemeinschaft zu machen“. Weder wurde etwas aus diesem Traum noch konnten die geschmiedeten Pläne über den Sachverhalt hinwegtäuschen, dass R. und N. sich auseinanderlebten. Zum eigentlichen Ende ihrer Freundschaft kam es indes erst einige Jahre später. Eben kurz bevor N. und ich uns kennenlernten. Später berichtete mir ein Freund, dass er damals gerade von der Verlobung R.s erfahren hatte. Plötzlich und auf einem Schlag sah N. alle Hoffnungen, irgendwann mit seinem Freund zusammenzuleben, zu reisen und so etwas, wie den Markthof zu gründen, ein für alle Male endgültig geplatzt! Er quälte sich, wie O. es formulierte, mit „so zu nennenden Liebesschmerzen“. N. fühlte sich allein gelassen, verletzt und von R. – verraten, denn das gemeinsam hochgehaltene Freiheitsideal vom Freundesleben beinhaltete ja an oberster Stelle, dass „nicht geheiratet wird“ und man sich nicht in den Handel des familiären Glücks einlässt. Und nun dies: sein guter und zukunftssträchtiger Freund ersetzte ihn durch Frau und Kind, Ehe und Heim! N. verlor damit den zweiten seiner beiden besten Freunde. – Jetzt, wie ich dir das alles schreibe und mir vor Augen führe, stürzen auf einmal so viele Erinnerungen auf mich ein. Ich habe lange nicht über N. nachgedacht, nicht aus Gleichgültigkeit, im Gegenteil weil ich mich dazu zwang, nicht mehr an diese Freundschaft zu denken. Zu sehr tat mir ihr klägliches Ende leid, zu viele Gewissensbisse quälten mich, zu groß war der Ärger über alles. Jetzt, da ich von seinem schrecklichen Schicksal erfahre, empfinde ich tiefe Trauer und Verantwortung und – das Verlangen, zu schreiben, mir von der Seele zu schreiben, was so lange auf ihr lastete.

Neben der allmählichen Auflösung seiner alten Freundschaften führten vor allem die wachsenden Probleme mit seinem beruflichen Alltag zu jener Lebenskrise, in der N. zu der Zeit steckte, als unsere Freundschaft begann. Schon kurz nach Beginn seines Studiums nahm sein Professor seine überdurchschnittliche Begabung wahr und förderte ihn nach allen Kräften. Mit dem ebenso verdienstlichen wie spektakulären Ergebnis, dass N. auch ohne Promotion oder Habilitation von der Basler Universität als außerordentlichen Professor ernannt und angestellt wurde! Er genoss diesen ganz ungewöhnlichen Senkrechtstart als Geisteswissenschaftler mit Stolz und

leider auch nicht ohne eine Spur der Überheblichkeit – sein unerträglich vornehmes Gehabe. (Einmal hat er sich sogar als Pole mit adliger Herkunft ausgegeben!) Der enorme Berufserfolg und die überraschende Anerkennung seiner großartigen Leistungen entfesselten selbstverständlich den ganzen Ehrgeiz des jungen und selbstbewussten Intellektuellen, an dessen Arbeiten sehr viele Erwartungen vonseiten seiner Freunde und neidisch-argwöhnischen Kollegen gerichtet waren. Kurz: N. arbeitete sich bis an die Grenze seiner geistigen und körperlichen Erschöpfung! Als Folge einer Universitätskarriere litt er immer öfter und bezeichnenderweise an Augenermüdungen und Kopfschmerzen. ›Augenleiden‹ und ›Kopfschmerzen‹ eines Geistesarbeiters – gibt es einen besseren Beleg für die untrennliche Einheit zwischen Körper und Geist?! Diese psychosomatische Wahrheit und “physiologische” Erkenntnis, die zum zentralen Thema seiner Philosophie wurde, musste N. sich nicht erst mühsam erarbeiten: er hatte sie am eigenen Leib erfahren.

Im Übrigen berührt dies einen wichtigen Aspekt N.s Krankheitsgeschichte, der oft übersehen wird. Er betrieb seine geistige Arbeit auf Kosten seiner körperlichen Gesundheit. Das war schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt seines Lebens offensichtlich. Auf Leistungsdruck reagierte er immer mit rheumatischen Schmerzen, Migräneanfällen, Magenproblemen, etc. Was dann mit seinem Einstieg in das Gelehrten-dasein zwangsläufig zunahm, war die Häufigkeit und Intensität, mit der N.s Kopf die anfällige Gesundheit seines Körpers überforderte. Das aber hieß nichts anderes, als dass ihn sein Beruf, seine Lehrtätigkeit an der Universität, also seine ganze Basler Existenz nachweislich krankmachte.

Mithin musste er auch krank sein, um unter den gegebenen Bedingungen überhaupt sein eigenes (Geistes-) Leben leben zu können. Über diese nachgerade existentielle Funktion seines Krankseins äußerte er sich in einem Brief einmal in bemerkenswerter Weise: „Jemand, der täglich nur wenig Zeit für seine Hauptsachen und fast alle Zeit und Kraft für Pflichten auszugeben hat, die Andere so gut besorgen können wie er – ein solcher ist nicht harmonisch, mit sich im Zwiespalt, – er wird endlich krank. Wenn ich Wirkung auf die Jugend habe, so verdanke ich sie meinen Schriften, und

diese meinen abgestohlenen Stunden, ja den durch Krankheit eroberten Interimszeiten zwischen Beruf und Beruf.“

Dazu kam noch, dass ihm sein Berufsalltag nicht nur körperlich kaputt machte. Auch das geistige Klima an der Universität mit seinen engstirnigen und festgefahrenen Ritualen bereitete ihm enorme Schwierigkeiten. Der universitäre Alltag stand im krassesten Widerspruch zu seinen intellektuellen Ansprüchen und Ambitionen. Als schließlich sein imposantes Erstlingswerk bei den Kollegen auf allgemeine Ablehnung stieß und man regelrecht über ihn herzog und ihm jede ernst zu nehmende Wissenschaftlichkeit absprach, verstärkte dies nur die ohnehin vorhandene Diskrepanz zwischen dem, was N. zum Philosophieren motivierte, und dem wissenschaftlichen Standard, mit dem ihn seine Arbeitskollegen konfrontierten. Ehrlich gesagt, habe ich es nie verstanden, warum der Verriss seiner Tragödienschrift N. derart schockiert hat. Obwohl er selber sehr genau wusste, dass der Vorwurf der mangelnden Wissenschaftlichkeit letztlich nicht ganz falsch war – schließlich ging es ihm ja tatsächlich nicht um trockene und belanglose Wissenschaft, sondern um die große These zur zeitgenössischen Kunst: um die kulturphilosophische Reflexion und kulturpolitische Begründung der neuesten Entwicklungen in der Musik, und nicht zuletzt um ein leidenschaftlich vorgetragenes Pamphlet für eine neue Ästhetik, in der Verbindung von Theater, Tanz, Musik, Gesang und Philosophie. – Obwohl N. also wusste, dass sein Werk durchaus Staub aufwirbeln würde und als Ausgeburt eines Übergeschnappten gedeutet werden musste, war er zutiefst erschrocken, als dies tatsächlich eintrat, und fühlte sich sogar von den vorgebrachten Ablehnungen verletzt und kämpfte schwer daran, diese Enttäuschung zu verdauen. (In Anspielung an seine tatsächlichen Verdauungsbeschwerden zu dieser Zeit schrieb er später mit unübertrefflicher Selbstironie in einem Brief an R.: „Es wäre doch schade gewesen, wenn ich an dieser herrlichen Weinbeere [dem Tragödienbuch] erstickt wäre, nicht wahr?“)

Hier zeigt sich ein typischer Zug an N.s Charakter: er macht viel und unerhört geistreichen, aber auch Abwehr provozierenden Lärm, ist darüber stolz und will von Anderen dafür Anerkennung und Lob. Die aber fühlen sich zurecht angegriffen und verprellt und wenden sich von ihm ab.

Ergebnis: statt gefeiert zu werden (wie sein Musikerfreund W.!) steht N., von allen verlassen und unverstanden, mit seinen Gedanken alleine da! — N.s Ablehnung des Wissenschaftsbetriebs und dessen krankmachende Wirkung ging so weit, dass er grundsätzliche Zweifel hinsichtlich des Sinns unserer Bildungsanstalten und der Grundlage des Erziehungssystems äußerte. Übrigens eine Kritik, die ganz auf meiner Linie liegt. N. hielt eine Reihe von Vorträgen zu diesem brisanten Thema. Er sprach sich für eine radikale Bildungsreform aus, die veraltetes und ganz unbrauchbares Wissen durch neue und lebensdienlichere Kenntnisse ersetzen sollte. Natürlich machte er sich mit seinen ›unzeitgemäßen‹, sprich: kritischen Betrachtungen zu einem neuen Selbstverständnis von Wissenschaft und Kultur im Verhältnis zur Gesellschaft nicht gerade mehr Freunde unter seinen Kollegen und „Bildungsphilistern“.

Es wird dich also nicht verwundern, wenn N. nach einigen Jahren der Universitätsanstellung nur noch wenig Lust an seiner Lehrtätigkeit verspürte. Obwohl er bei seinen Schülern und Studenten durchaus beliebt war, wollte er nicht Erzieher sein, sondern mit Gleichgesinnten an der Kunst und Kultur der Zukunft arbeiten. Mit anderen Worten: N. wurde sich langsam klar darüber, was das eigentliche Problem seiner Basler Existenz war: seine Gelehrtenexistenz! Sie verunmöglichte ein selbstbestimmtes und frei seinem Künstlertum gewidmetes Leben! Er wollte und konnte nicht als Akademiker sein Dasein in einer stickigen Bücherwelt fristen; er wollte „ein philosophisches Leben“ führen – ganz nach dem Vorbild der Griechen! Schon während seiner Studienzeit in Leipzig äußerte N. seinen Neid gegenüber dem Kunststudium seines Freundes G. Interessant und wiederum typisch philosophisch fiel seine Begründung aus: er sei „nicht neidisch auf die Wahl dieses Beruf als solchem, sondern nur, soweit er Negation seines vorigen Lebens, Strebens, Denkens war. Denn unter solchen Kontrasten (d. i. riskantes Künstlerdasein statt gesichertem Durchschnittsleben) bleibe Seele und Leib gesund und bringe nicht jene notwendige Krankheitsform hervor, die das Übergewicht gelehrter Tätigkeit erzeuge.“

Seine Laufbahn als Universitätsprofessor erschien ihm letztlich der Inbegriff einer kranken, sklavischen, gestressten, durch alle möglichen Zwänge, Halbherzigkeiten, Ängste und Zeitknappheiten belasteten

Existenz. Im Hinblick auf seine außeruniversitären Ambitionen als Schriftsteller und ›freischaffender Philosoph‹ verdichtete er seine angestrebte, schöngeistige Lebenshaltung zu der Maxime: „Wer von seinem Tage nicht zwei Drittel für sich hat, ist ein Sklave, gleichgültig, ob er sich Staatsmann, Kaufmann, Beamter oder Gelehrter nennt.“ – Soweit der Hintergrund von N.s Lebenssituation zu dem Zeitpunkt seiner einjährigen Beurlaubung.

Der glückliche Italienaufenthalt, mit seinem Abstand zu allem Alltäglichen, verstärkte N.s Eindruck, dass seine alten Freundschaften und seine Basler Existenz „Grundirrtümer“ seien. Die Perspektivlosigkeit seiner Universitätslaufbahn, die dramatische Verschlechterung seines gesundheitlichen Zustandes, das soziale Umfeld – alles schien bei der Rückkehr aus seiner einjährigen Beurlaubung für einschneidende Veränderungen zu sprechen: dem „Entwurf einer neuen Art zu leben“: Statt der Unfreiheit des Berufs die befreite Zeit; statt brave Selbstlosigkeit die mutige Selbstbestimmung; statt ununterbrochenes Kränkeln die „Große Gesundheit“; statt leblose Wissenschaft gelebte Kunst; statt professorale Geisteswissenschaft ein philosophisches Leben.

Eins ist auf alle Fälle an N. zu bewundern — man mag über ihn ansonsten denken, wie man will —: wie unter einer Lupe vergrößert, lässt sich an seiner Person ein Mensch oder, in seinen eigenen Worten, „ein Individuum“ studieren, der vielleicht wie kein anderer zukunftsweisende Antworten auf solche allgemeinen Lebensfragen und existentiellen Probleme suchte und für sich zu (er-)finden versuchte, mit denen heute viele und immer mehr Menschen konfrontiert sind. Das betrifft nicht nur seinen Versuch, eine Ethik und Kultur der Freundschaft als neue Lebensweise zu verwirklichen. Dies betrifft auch die Chancen und Risiken des Individualismus einer zeitgemäßen Lebenskunst im ganzen, d. h. ein weniger von Arbeit, Familie und Besitzdenken bestimmtes, im ganzen alternatives, gesünderes, frohes, wildes, bescheideneres, mußevolles, geistreiches und freies Leben zu leben, kurz: „wie ein Künstler und noch viel besser zu leben.“ Ja, leben wie es die antiken Philosophen taten: ein in allen Lebensvollzügen von einem selbst

bestimmtes, stilvolles Leben, darin, wie gesagt, begann N. damals sein neues Lebensideal zu sehen. Unser gemeinsames Wohnen, Arbeiten und Vergnügen in der Villa Rubinacci kam dem schon sehr nahe und beflügelte ihn dazu!

Selbstverständlich hatte die Sache einen Haken: das lästige Problem des Lebensunterhalts! Wovon lebt ein philosophischer Lebenskünstler? In unserer Sorrenter Zeit spielten wir zwei Möglichkeiten durch. Zum einen die Möglichkeit einer festen Teilzeitstelle als Grundsicherung. Oder aber verschiedene Modelle der "Frührente" (was mir ja seit einiger Zeit ein musisches Leben ermöglicht). Für N. schienen beide Optionen wenig wahrscheinlich. Es sei denn, ihm gelänge es, bei fortlaufenden Bezügen vom Dienst befreit zu werden! Und diese denkbar glücklichste Situation ist ja dann tatsächlich zwei Jahre später eingetreten!! Zu der Zeit unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Sorrent war diese Perspektive jedoch noch nicht abzusehen (oder doch?). Jedenfalls kam sie damals nicht in Betracht. So blieb nur eine letzte Lösung: man müsste reich heiraten...

Ich persönlich fand diese Idee von Anfang an abgeschmackt und empfand es befremdlich, wie N. und seine feministische Freundin mögliche Kandidatinnen diskutierten. Vielleicht mag bei Mali noch das redliche Motiv im Vordergrund gestanden haben, N. ein sorgenloses Auskommen zu sichern. Dass er selbst aber um seiner Freiheit willen ernsthaft eine Heirat erwog, war geradezu ein grotesker Selbstwiderspruch. („Ein verheirateter Philosoph gehört in die Komödie, das ist mein Satz", so N.) Deshalb ergaben sich immer wieder Situationen, bei denen ich nicht mehr genau abzuschätzen wusste, ob N. sich in Wahrheit vielleicht doch nach einer Ehe sehnte und in letzter Instanz sogar seine wortreich vorgetragene Lehre von der philosophischen Lebenskunst nur sein reales Scheitern am normalen Leben schönredete!?

Die trügerischen Heiratspläne mussten jedoch bis auf weiteres offen bleiben, weil ohnehin die passende Person fehlte. Solange allerdings keine mögliche Alternative bestand, die notwendige materielle Grundsicherung zu gewährleisten, gab es auch keine wirkliche Alternative zu Basel. Denn bei allem: was eindeutig für sein Basler Leben sprach, war zweifelsohne die nicht unerhebliche Tatsache eines gesicherten Einkommens und geregelter

Verhältnisse. So reiste N. am Ende seiner einjährigen Beurlaubung mit dem Vorsatz zurück, es als Universitätsangestellter doch noch mal zu versuchen! Mir war von vorne herein klar, dass diese halbherzige Entscheidung übel enden würde. Und tatsächlich: N. wurde schon bald nach der Wiederaufnahme seiner beruflichen Pflichten schwer, sehr schwer krank. Er musste wiederholt seine Veranstaltungen absetzen. Er fuhr fort, die ganze ungelöste und beschwerliche Zwiespältigkeit seiner Existenz als Schmerz in seinem Kopf auszutragen – bis an die Grenze seiner körperlichen Kräfte! Und die war nach einiger Zeit erreicht. Wozu ihm theoretisch, vom Kopf her, der (freie) Wille fehlte, setzte sein kranker Leib und dessen physiologische Klugheit machtvoll durch. Letztlich hatte er also seinem Kranksein das widersprüchliche Glück zu verdanken, auf seinen eigenen Weg gestoßen zu werden und die ausgetretenen Pfade der Anderen, „der Allermeisten“, zu verlassen. Die große Vernunft seines Leibes zwang ihn am Ende, die unumgängliche Entscheidung für die radikale Veränderung seines Lebens und dessen Werte zu fällen: So wurde N. zu dem, was er war! N. wurde im zarten Alter von 35 Jahren von seinem Universitätsamt unter Fortzahlung einer kleinen, freiwilligen Pension vonseiten der Basler Verwaltung freigestellt: So wurde der Philosoph als fast Blinder und ständig von bösen Kopfschmerzen heimgesuchter „Geisteskranker“ notgedrungen und endgültig in seine Freiheit entlassen! War das die gewünschte Freiheit? Sicherlich, für einen Außenstehenden wie mich, sah es so aus, dass N. nun tatsächlich über die idealen und seltenen Voraussetzungen für ein freies und künstlerisches Leben verfügte, von denen wir in unserer Italienzeit nur träumten. Für N. — hier beispielhaft für die meisten — stellte sich diese unfreiwillig gewonnene Freiheit indessen ganz anders dar. Sie bedeutete die äußere Freisetzung von seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen: den Verlust aller sozialen Einbindungen, Funktionen und Sicherheiten einer bürgerlichen Existenz. Und dies barg: Vereinzelung und Vereinsamung. Außerdem musste er fortan mit wenig Geld auskommen und sich in Selbstgenügsamkeit üben. Ohne Zweifel, N. bezahlte in Form von „ewiger“ Einsamkeit, Besitzlosigkeit und Heimatlosigkeit einen beträchtlichen Preis für die Freiheit, ein philosophisches Leben führen zu können.

Nachdem sein Haushalt in Basel aufgelöst war, begann N. zum „Wanderer“ zu werden — immer auf der Suche nach einem Ort, der ihn von seinen körperlichen Beschwerden und seinem Elend verschonte, der seiner anfälligen und wechselhaften Gesundheit förderlich war — immer auf der Suche nach Menschen, Gefährten, Mitstreitern, Gleichgesinnten, neuen Freunden. Als N. die Bekanntschaft mit Pietro machte, der im Unterschied zu mir bis zuletzt sein Freund und treuer Gehilfe blieb, schrieb er ihm (sinngemäß) folgende Zeilen: „Ich sehe die schöne Gewissheit vor mir, einen wahren Freund mehr zu gewinnen. Und wenn Sie wüssten, was dies für mich bedeutet! Bin ich doch immer auf Menschenraub aus, wie nur irgendein Corsar; aber nicht um diese Menschen in der Sklaverei, sondern um mich mit ihnen in die Freiheit zu verkaufen.“

Ich denke, damit hat N. ein sehr treffendes Bild von seiner damaligen Lebenssituation gezeichnet. Denn während seines freien Lebens wuchs sein Bedarf an Freunden, an Menschen, die diese neue Lebensweise begleiteten und ihn ›sich selbst gewährleisteten‹. So schrieb er einmal in einem Brief an R. von der unersetzlichen Bedeutung seiner Freunde für seine Identität und sein Selbstwertgefühl: „Eigentlich lebe ich ja durch Euch, ich gehe vorwärts, indem ich mich auf Euch stütze; denn mit meinem Selbstgeföhle steht es schwach und erbärmlich, und Ihr müsst mir immer wieder mich mir selbst gewährleisten.“

Obwohl N. also mehr als je der Freunde und eines Zusammenseins mit Seinesgleichen bedurfte, führte sein Wanderleben faktisch zu einer wachsenden Isolation. Neben der schmerzlichen Trennung von R. und W. bekamen seine neuen Freundschaften – auch die zu mir – mehr und mehr den abstrakten Charakter von Brieffreundschaften und Fernbeziehungen. Während er in seiner Jugend- und Studienzeit noch in einem dichten Netzwerk aus guten Freundschaften aufgehoben war, verlor er im Laufe der Jahre alle seine alten und später gewonnenen Freunde bis er in seiner letzten Lebensphase wirklich niemanden mehr hatte — außer sich selbst und sein Denken und seine Familie. Unter diesen schleichend zunehmenden, „sieben Einsamkeiten“ litt N. irrsinnig. Dieser unheimliche Verlust an Freunden und einem geteilten und ausgefüllten Sozialleben, — diese fehlende Anerkennung und Selbstgewährleistung machte ihn am Ende kaputt! Darüber scheint mir jetzt Klarheit zu bestehen. Aber all dies geschah, wie ich meine,

nicht ohne sein Verschulden; er selber trug dazu bei. Immer öfter stellte er seine Philosophie über alles und zog sich immer mehr in die raue Einsiedlerei seiner Gedankenwelt zurück. So verlernte er seine Freundschaftsfähigkeit. In einem Brief an G. stellte er betroffen fest: „Man hört auf, sich selbst zu lieben, wenn man aufhört, sich in der Liebe zu anderen zu üben: weshalb dies letztere (das Aufhören) sehr zu widerraten ist. (Aus meiner Erfahrung).“

Ohne geistigen Austausch, ohne die lebhaften Auseinandersetzungen gemeinsamer Gespräche und ohne kritische Prüfung musste N. seine spätere Philosophie entwickeln, das heißt aus sich selbst heraus und für sich *ausdenken*. Ich glaube, viele der unsäglichen Gedanken seiner späteren Schriften sind auch Resultat dieser dürftiger Situation auswegloser Selbstgespräche und provokanter Behauptungen, die nie dem Urteil und Perspektive anderer ausgesetzt waren...

Nach langer Zeit und mit Ausnahme von einem kurzen Treffen in Naumburg kamen N. und ich in Genua (neben Sils-Maria damals sein bevorzugter Aufenthaltsort) endlich zusammen. Zugegeben, die seit unserer Sorrenter Zeit verstrichenen fünf Jahre, in denen sich N.s Leben so radikal verändert hatte, waren ihm anzusehen: vor mir stand ein sichtlich gealterter (wenngleich immer noch jugendlich wirkender) Spätdreißiger, dessen etwas „ungepflegtes“ Äußere eine bescheidene Finanzsituation erkennen ließen. Phasenweise, wenn sein angemietetes Zimmer viel Geld kostete, sei es ihm ziemlich schlecht gegangen, wie er mir in einem Moment der Schwäche verzweifelt gestand. Auch sein Antlitz wirkte noch undurchdringlicher als früher. Dennoch aber, vielleicht wegen der gesunden Bräune seiner Gesichtsfarbe, strahlte N. Lebenskraft und Lebensfreude, ungestüme Lebendigkeit aus. Ich blieb fast sechs Wochen in Genua und es war so, als ob wir nie für länger getrennt gewesen wären. Wir unternahmen ausgiebige Spaziergänge. Durch seine vielen einsamen Wanderungen kannte N. die ganze Umgebung bis ins Kleinste, und fand buchstäblich seine Wege fast blind! Er zeigte mir alle seine Rast- und Arbeitsplätze, an denen er im Schatten eines großen Sonnenschirms an seinen Überlegungen zu einer

„fröhlichen Wissenschaft“ arbeitete. Übrigens hat N. diese Bezeichnung von mir! Besonders interessant (und mutig) fand ich an dem, was ihn damals philosophisch beschäftigte, dass er sich ganz unbefangen den ›kleinen‹ Fragen der alltäglichen Lebensgestaltung stellte, die von der traditionellen Moraltheorie als vermeintlich unbedeutend ignoriert wurde. Mir gefiel auch, dass er das Leben des Einzelnen als ein „Experiment“ aufzufassen begann und folglich von der Notwendigkeit des Experimentierens sprach. Ich werde die Situation nie vergessen, wie N. bei einer unserer Wanderungen plötzlich stehenblieb und vorschlug, eine kurze Pause zu machen, weil er mir einen „gewaltigen Gedanken“ mitteilen wolle, der ihm gerade gekommen sei. Wir setzten uns auf einen herrlichen Hügel weit über dem Meere und dem unter uns liegenden Stadtgewühl Genuas. N. sah mich schelmisch an und sprach: „Ich will dir vom ›tollen Menschen‹ erzählen: Hast du nicht von jenem tollen Menschen gehört, der am hellen Vormittage eine Laterne anzündete, auf den Markt lief und unaufhörlich schrie: ›Ich suche Gott! Ich suche neue Götter!‹ — Aber von den belustigten Passanten, die alle nicht mehr an allgemein verbindliche Werte und letzte Wahrheiten (an das Prinzip „Gott“) glaubten, bekam er nur die sarkastischen Gegenfragen: Ist er denn verlorengegangen? Hat er sich verlaufen wie ein Kind? Fürchtet er sich vor uns? Ist er zu Schiff gegangen? ausgewandert? – so schrien und lachten sie durcheinander. Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken.“ N.s Gesichtsausdruck wurde plötzlich sehr ernst. Er sprach weiter: „Wohin ist Gott? rief der tolle Mensch, ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet – ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder! Aber wie haben wir dies gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittage angezündet werden? Hören wir noch nichts von dem Lärm der Totengräber, welche Gott begraben? Riechen wir noch nichts von der

göttlichen Verwesung? – auch Götter verwesen! Gott ist tot! Gott bleibt tot! Wie haben wir ihn getötet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder? Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besaß, es ist unter unseren Messern verblutet – wer wischt dies Blut von uns ab? Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns? Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu erscheinen? Es gab nie eine größere Tat – und wer nur immer nach uns geboren wird, gehört um dieser Tat willen in eine höhere Geschichte, als alle Geschichte bisher war!” — Hier schwieg der tolle Mensch und sah wieder seine Zuhörer an: auch sie schwiegen und blickten befremdet auf ihn. Endlich warf er seine Laterne auf den Boden, dass sie in Stücke sprang und das Licht erlosch. „Ich komme zu früh, sagte er dann, ich bin noch nicht an der Zeit.” – N. senkte seinen Kopf. Ich war tief beeindruckt und schwieg. Auf unübertreffliche Weise schien mir N. in dieser Metapher seine ganze Philosophie zu verdichten. Ich war stolz auf ihn und hatte auf einmal einen unbändigen Drang, zu lachen und auch er grinste mich an: Ja, das war N.! Ich umarmte ihn vor Freude und wir sprangen umher und spielten verrückt. N. nahm einen Stock und mimte den tollen Menschen...

An vielen Tagen meines Aufenthalts in Genua gingen wir gemeinsam N.s Lieblingsbeschäftigungen nach: baden und am Strand liegen. Zusammen lagen wir in der Sonne, rund, glücklich, dem Seegetier gleich, das sich zwischen Felsen sonnt. Stundenlang genossen wir den Blick auf das unendliche Meer – und gucken den Strandschönheiten nach. N. liebte es, über Kolumbus zu reden, der von Genua aus zu seinen abenteuerlichen Reisen aufbrach, und schwadronierte über ihre Gemeinsamkeit in der abenteuerlichen Entdeckung neuer Welten. „Auf die Schiffe, ihr Philosophen!” rief er pathetisch aus und ich lachte.

Ich lud N. fast jeden Abend zum Essen ein. Einmal unternahmen wir auch einen Ausflug nach Monte Carlo. Außerdem vergnügte sich N. mit dem Laptop, den ich ihm auf seine Bitte hin mitgebracht hatte. In der Tat war N. einer der ersten, der mit dieser neuen Technik arbeitete. Der Philosoph im Schatten der südlichen Sonne bei der Arbeit: bezogen auf N. ist das kein Klischee, sondern Tatsache! Er hoffte, das Tippen würde seine Augen

weniger anstrengen. Leider ging die Maschine schon bald irreparabel kaputt.

Viel Zeit verbrachten wir schlicht mit Erzählungen. Er erzählte mir von seinem absoluten Tiefpunkt am Ende und kurz nach der Basler Zeit, jener Zeit, in der er nur noch als „Schatten“ seiner selbst („der Wanderer“) vor sich hinvegetierte, und der darauf folgenden Phase seiner vielen einsamen Gebirgswanderungen im Engadin und schließlich seine geistigen Entwicklungen (Verwicklungen) und „großen verheißungsvollen Entdeckungen“ der letzten Zeit. Überschwänglich bedankte er sich erneut für all das, was er von mir gelernt habe und beteuerte rührend, in der Anfangszeit in Genua, als er in dem Gefühl seiner „Morgenröte“ lebte und dachte, habe er stets mein ihm gewidmetes Buch über den Ursprung moralischer Gefühle bei sich getragen und mich „täglich ein paar Mal (auch dreimal)“ herbei gewünscht, weil er „ganz allein war und von allen Zweisamkeiten“ ihm die meinige „eine der allerliebsten und ersehlichsten“ sei.

Im merklichen Unterschied zu unseren früheren Diskussionen kam es nun öfter vor, dass wir uns über bestimmte Fragen und Bewertungen zum Teil heftig stritten. So z.B. über unsere gemeinsame Idee des „Immoralismus“, dessen philosophische Implikationen und ethischen Konsequenzen. Dass wir diesbezüglich nicht mehr einer Meinung sein mussten, macht deutlich, was unsere Freundschaft zu dieser Zeit aushielt; dass wir diesbezüglich aber auch nicht mehr einer Meinung waren, macht deutlich, was unsere Freundschaft bereits auszuhalten hatte! Insbesondere eine Sache verdüsterte unsere, alles in allem, glückliche Zeit: N.s „Schwergewicht“ und „neuer Gedanke“ von der ewigen Wiederkunft des Gleichen. Denn ursprünglich sah er darin ein Begründungsprinzip für eine Ethik der philosophischen Lebenskunst und einen Gegenentwurf sowohl zu Kants kategorischen Imperativ als auch zum christlichen Gebot der Nächstenliebe. Diesen Ansatz fand ich sehr originell und überzeugend. Die Maxime dieser Ethik hieße dann ungefähr: ›Handle so, dass du dein Leben so, wie du es im Augenblick lebst, immer wieder leben wollen könntest.‹ Daraus ergibt sich für ihn, wie er mir sagte, eine unendliche Wichtigkeit unseres Wissens, Irrens, unserer Gewohnheiten, Lebensweisen für alles Kommende. Aber N. tendierte dazu, den Wiederkunftsgedanken zu einem fundamental-

ontologischen Erklärungsschema auszudehnen und dies schien mir lächerlich, ja unredlich und gegenüber unserem Freigeist-Selbstverständnis erschreckend fatalistisch und unperspektivisch, ein mir absolut unverständlicher Rückfall in ein metaphysisches Denken und in jedes Hinterweltlertum des Jahrhunderte alten Glaubens an letzte Gründe, das gerade von N. erbarmungslos als eine Illusion entlarvt worden war. (Insofern muss es einen tatsächlich nicht verwundern, wenn er bei vielen als letzter Metaphysiker gilt und dafür entweder verehrt oder verachtet wird. N.s exemplarischer Versuch, philosophisch zu leben, gerät dabei jedenfalls vollständig aus dem Blick.) Metaphysischen ›Wahrheiten‹ habe ich nie etwas abgewinnen können. Mir ist es im Gegenteil immer ein Rätsel gewesen, wozu N. sich über seine Ethik hinaus eine eigene Kosmologie erfinden zu müssen glaubte. Damals war ich mir freilich noch nicht bewusst, wie tief ich ihn an diesem Punkt mit meinem Unverständnis verletzte. Allerdings fühlte er sich furchtbar leicht ›unverstanden‹ und als Person abgelehnt, sobald man nur seinen Gedanken, einschließlich seiner schlechten Ersatzmetaphysik, nicht zustimmte! Dies wiederum bestätigte und verstärkte sein Grundgefühl, mit „seiner Aufgabe“ ganz und gar allein zu sein. Gleichzeitig ließ er so aber seinem Umfeld (seinen Freunden) keinen Freiraum, eine andere und eigene Meinung zu vertreten. Er ließ einem nur eine Wahl: entweder sich ihm anzuschließen oder aber dies nicht zu tun, um damit in seinen Augen zu beweisen, dass man nichts gemeinsam hat...

Im Vergleich zu mir, meinem eher defensiven und resignativen Wesen, hatte N. in seinem ganzen Charakter eine aggressive, ebenso extreme wie mutwillige Art. Er wollte stets ein Mehr, eine „Über“-Höhung, um hier auf eines seiner Lieblingsvorsilben anzuspielden. Ich vertrat einen moralischen Relativismus und begnügte mich mit dieser Skepsis gegenüber dem vorherrschenden Wertesystem. N. teilte dies mit mir, wollte aber über-dies eine Umwertung aller Werte durchsetzen und der alten Moral der Selbstlosigkeit eine neue Ethik des Individuums entgegenstellen. Während ich das höchste Ziel im glücklichen Leben sah, ging er noch einen charakteristischen Schritt weiter. „Wenn man von einem glücklichen Leben absehen muss, bleibt noch das heroische Leben“, hieß es bei ihm. Er sagte mir einmal (nicht ganz ohne Sarkasmus), im Unterschied zu ihm ginge es

mir eher um die Suche, wo inmitten der jetzt wirklichen Welt mein Winkel und Stern ist, wo ich mich in die Sonne legen kann, so dass mir ein Überschuss von Wohl komme, und mein Dasein sich rechtfertige. Wenn er mich recht verstehe, scheine ich zu sagen, dass dies jeder für sich selber tun möge und man das Reden ins Allgemeine, das Sorgen für den Anderen und die Gesellschaft sich aus dem Sinne schlagen solle! Er hingegen will mehr, er sei kein Suchender. Er will für sich eine eigene Sonne schaffen. Meine Aufklärungsarbeit beschränkte sich auf den kritischen Nachweis der Nichtexistenz Gottes. Er setzte sich den bösen Spaß in den Kopf (in seinen leicht reizbaren und übergroßen Kopf!), den Tod Gottes zu verkünden, um die Welt der Götter neu zu beseelen – mit seinem Gott! Während es mir mit meiner Moralkritik um eine (geistige) Befreiung der Menschen von ihren Ängsten ging, wollte N. darüber hinaus den „Über-Menschen“. Dieser Übermensch sollte selber Lust auf Freiheit verspüren und erkennen, dass selbstbestimmt und selbstmächtig zu leben (im Unterschied zu aller bisherigen Sklaverei) etwas Erstrebenswertes sei. Nebenbei bemerkt, denke ich, dass man N.s ungeschickte Rede vom Willen zur Macht nicht notwendig als anthropologisches Kampfmodell auffassen muss, sondern es sich auch als Maxime eines ethischen Über-mutes, als der Wille zur Selbstmächtigkeit, zurechtlegen kann. – Aber eins steht fest: N.s ›heroischer Extremismus‹ missfiel mir, weil es bloß aufgesetzte Möchtegernstärke, eine rhetorische Geste und eine verklarte Melancholie war, jedenfalls keine wahrhafte Lebenshaltung einer philosophischen Existenz entsprach. Als Charakterzug war er ihm schon eigen als wir uns kennenlernen, aber ich hatte den Eindruck, er würde ihn als einen der ersten „seiner Grundirrtümer“ ablegen. Und eine Zeit lang sah es auch danach aus. Mir missfiel dieser Hang zum Größenwahn nicht zuletzt deshalb, weil dies N. klein (-geistig) und zänkisch machte und mithin jene Größe nahm, die er ja wahrlich besaß und die mich an seiner Person so tief beeindruckte: nämlich sein großer Mut und seine Konsequenz im Denken. Er war ein großer Denker und auch ein großer Mensch in seinem Versuch, eine Ethik des Individuums zu leben.

(Freilich entbehrt es nicht der Komik, dass N. hinsichtlich der Bedeutung seiner Person für die Philosophie mit seinem Größenwahn Recht behalten hat: Der Wahn seiner Größe damals ist die Realität seines Weltruhmes

heute. Größenwahn also dürfte man N. eigentlich nicht länger vorwerfen. Aber zu Lebzeiten stellte sich dies für seine Mitmenschen und Freunde eben ganz anders dar. Auf sie wirkte N.s Selbstüberzeugung und fehlende Bescheidenheit unangenehm und anmaßend. Oder sagt dies nicht vielleicht doch eher etwas über deren ignorante Mittelmäßigkeit aus? Wie auch immer, ich finde jedenfalls, N. hätte seinen Heroismus gerade dadurch bewiesen, in der souveränen Gewissheit zu leben, dass sich Qualität auch ohne großes Tamtam und Gepolter schon irgendwann durchsetzen wird, ohne dafür mit dem Hammer philosophieren zu müssen und ohne markige Worte und ohne all dem unsäglichen Zeug von der „blonden Bestie“ und der „arischen Herrenrasse“, etc., dessen sich zuletzt solche grässlichen Leute bedienten, die eigentlich an N.s Philosophie eines libertären Individualismus schwer zu schlucken haben sollten.)

In der erwähnten Sache — unserem Streit über den philosophischen Immoralismus — bin ich mir aber bis heute nicht sicher, wer von uns recht hat. Denn sicherlich ist es richtig mit N. einzuwenden, dass in moralischen Fragen der Lebensführung Kritik nur den ersten, bloß negativen Teil der Arbeit ausmacht, hingegen das Schaffen und Erfinden neuer Lebensideale – verbunden mit einer philosophischen Begründung neuer und besserer Lebensweisen — der eigentlich entscheidende, weit schwierigere zweite Teil ist. Theoretisch scheint mir das richtig und konsequent zu sein. Aber praktisch wirkt meiner Meinung und Erfahrung nach der philosophische Versuch, zu bestimmen, was das richtige Leben sei, auf Andere fast zwangsläufig und notwendigerweise anmaßend. Er war sich dieses Problems und „Vorurteils“ (wie er sagte) durchaus bewusst. Deshalb sprach er sich wiederholt darüber aus, dass ein wahrer Philosoph seine Philosophie vom richtigen Leben selbst exemplarisch vorzuleben habe, anstatt lautstark andere Menschen zu bekehren und darüber zu belehren, was er selbst nicht tut. Denn philosophische Wahrhaftigkeit verlangt, mithin das zu denken, was man tut und auch das zu tun, was man denkt. Bei einem Freigeist zählt nicht das Werk alleine, sondern gerade der einzigartige Zusammenhang zwischen Leben und Werk, die Einheit zwischen Theorie und Praxis, die Ganzheit der eigenen Existenz und seinem Wissen und Denken! – Das philosophische Gewicht von N.s Lebensphilosophie ist mit diesem Maß zu

messen. Und in der Tat und Wahrheit ist er an diesem hohen (Selbst-) Anspruch auch tragisch gescheitert. Er war sich dessen durchaus bewusst und beklagte, dass er nicht in Einklang mit sich selbst (seinem philosophischen Denken) lebe. Wenigstens war er sich dieses Selbstwiderspruchs, dieser Zerrissenheit, zeitweise bewusst. Aber, dass jemand anderes diese Diskrepanz zwischen Leben und Philosophie, zwischen Existenz und Wissen an ihm kritisierte, ertrug er absolut nicht. Als sein bester Freund war ich aber der festen Überzeugung, ihn mit dieser Kritik unbedingt konfrontieren zu müssen — eben aus Freundschaft zu ihm und zur Wahrheit, um der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit im Selbstbezug willen, die wir ja beide als philosophisches Lebensideal forderten...

Dazu fällt mir die kleine Anekdote ein, wie N. mich einmal spontan besuchte. (Er kannte natürlich mein persönliches Faible für spontane Besuche.) Kurzerhand zauberte ich uns ein einfaches Essen, was ihn dazu veranlasste, über alle Maßen meine Kochkünste zu loben und meinen Sinn für ebenso geschmackvolles wie gesundes Essen zu bewundern. Bei mir, spaßte er dann, könne man lernen, dass ›Gutes‹ auch schmeckt und keine bloße Idee sei – sofern man sich, wie ich es eben täte, auf die Lebenskunst des Kochens verstehe. Tatsächlich brauchte N. lange um seiner „Unwissenheit *in physiologicis*“, wie er sich ausdrückte, bewusst zu werden. Seitdem sprach er zwar viel von der richtigen Ernährung, ihrer vernachlässigten Bedeutung für die eigene Gesundheit und auch davon, dass die Philosophie der Ernährung, die Diätetik, über lange Zeit ein wesentlicher Bestandteil der philosophischen Lebenskunst gewesen sei und wieder sein sollte. Bezeichnenderweise aber — deshalb fällt mir hier diese Geschichte ein — hat er selber alles in allem wenig nach dieser Erkenntnis gelebt. Während er von der „Großen Gesundheit“ sprach und nach der „moralischen Wirkung von Nahrungsmitteln“ fragte, schüttete sich der Leidgeplagte mit allen möglichen Drogen zu! Sicherlich versuchte er damit seine permanenten und unerträglichen Schmerzen zu betäuben. Wie nur wenige Menschen, hatte N. die unglaubliche Kraft, viel einzustecken, ohne wehleidig zu werden. Aber einmal ganz abgesehen davon, dass er letztlich damit seinen Körper ruinierte — worum es mir hier geht, ist, dir an einem Beispiel das Missverhältnis zwischen dem, was er dachte, und dem, wie er lebte,

deutlich zu machen. Diese ›christliche‹ Diskrepanz lebte N., ohne dies wahrhaben zu wollen. In diesem Sinne war sein ganzes Leben wahnsinnig selbstwidersprüchlich. Vielleicht wäre diese Selbstwidersprüchlichkeit gar nicht so schlimm gewesen und etwas Menschlich-Allzumenschliches in N.s Sinne. Denn wie auch ich finde, hat jeder viele Widersprüche in sich und Widersprüche sind unvermeidliche Bestandteile der menschlichen Existenz. Wir sind ja aus lauter Flicker und Fetzen und so kunterbunt unförmig zusammen gestückelt, dass jeder Lappen jeden Augenblick sein eigenes Spiel treibt. Und es findet sich ebensoviel Verschiedenheit zwischen uns und uns selbst wie zwischen uns und anderen. Aber N. stellte an sich selbst den „höchsten“ Anspruch auf eine einheitliche und widerspruchsfreie Selbstgestaltung. — Vielleicht schließt das eine das andere gar nicht aus: eine Sache ist es, entgegen einem verbreiteten Optimismus zuzugestehen, dass das Leben eine (tragische) Widerspruchsstruktur hat, die nicht weggeschafft werden kann, die man am klügsten folglich als solches in ihrer ganzen Grundlosigkeit bejaht und außerdem versucht, daraus das Beste zu machen und mit Widersprüchen zu leben. Diesem melancholischen Bewusstsein von der Tragik menschlichen Daseins gab N. den meines Erachtens ganz irreführenden Namen „*amor fati*“. Dieser Ausdruck legt irgendwie nahe, es ginge hier um eine fatalistische Lebenshaltung, was ganz und gar nicht gemeint ist. Ich spreche deshalb lieber von einer heiteren Skepsis, einer Mischung aus Pessimismus und Optimismus. Denn auch wenn nicht alles in unserer Macht liegt, so kommt es letztlich darauf an, dass man dort die Macht ergreift, wo die eigenen Lebensverhältnisse wesentlich von einem selbst gestaltet werden können. Eine ganz andere Sache ist es freilich, die eigenen Ansprüche nicht umzusetzen und vorzuleben. Dies führt in der Tat zu einer problematischen Selbstwidersprüchlichkeit, in der sich ein Scheitern und Missraten manifestieren. Bei einem Philosophen, d.h. bei demjenigen, der den hohen Anspruch auf eine wahrhafte Ganzheitlichkeit in der Lebenspraxis an sich stellt und seiner Kenntnis des Guten gemäß zu leben versucht, wiegt diese Art von (selbstverschuldeter und selbstbetrügerischer) Zerrissenheit schwer.

N.s Leben war selbstwidersprüchlich nicht nur bei Ernährungsfragen und -praktiken, sondern auch bei dem zwischen uns beiden viel diskutierten Freitod. Im Unterschied zu mir sah N. im „Selbstmord“ letztlich nur eine

theoretisch vorstellbare Option. Und das, obwohl es bei ihm, noch weit häufiger und ernster als bei mir danach aussah, dass er bald sterben würde. So mochte N. an die Möglichkeit des freiwilligen Endes denken, aber in Wirklichkeit lebte er mit dem zähesten ›Willen zum Über-Leben‹ gegen den drohenden Tod an! Dass N. nach seinem geistigen Zusammenbruch seinen Körper noch so unglaublich viel länger leben ließ als sein Geist, bestätigt diese Diskrepanz zwischen seiner Existenz und seinem Denken auf erschreckende und zugleich bezeichnende Weise.

Auf diese, ihm ganz unwürdige Art des Selbstbetrugs ging er auch mit seiner Einsamkeit um. Er erdachte „Hymnen auf die Einsamkeit“ und verklärte auf diese Weise sein leidvolles Einsiedlerdasein zum zwangsläufigen Schicksal desjenigen, der abseits von allen Anderen seiner welthistorischen Aufgabe nachzugehen habe. Er redete sich ein, für die Erkenntnisse, die er der Menschheit vermachen wollte, allein sein zu müssen! Aus dem gleichen Größenwahn meinte N. ja sogar mit seinen Freunden hart und im Zweifelsfall zugunsten ›der‹ (natürlich seiner!) Wahrheit verfahren zu müssen. Tatsächlich litt er aber unter seiner unfreiwilligen „einsamsten Einsamkeit“, denn in ihr manifestierte sich ganz real und alltäglich der schmerzhafteste Verlust und traurige Mangel an Freunden. Als Freundschaftsutopist versuchte N. sich mit seinem ausgedachten Ideal einer heroischen Vereinzelung über die reale Situation seiner düsteren, kalten und leidigen Vereinsamung hinweg zu trösten. Um es noch mal zu sagen: Je weniger Freunde N. im Laufe der Zeit blieben, desto fordernder, ungeduldiger und unfreundschaftlicher und zugleich der Freundschaft bedürftiger und unfähiger gab er sich ihnen gegenüber. Als einer seiner besten Freunde bekam ich diese Zerrissenheit in der Endphase unserer Freundschaft gnadenlos mit voller Wucht und Härte zu spüren.

Rückblickend neige ich dazu, in unseren teilweise ganz unnötigen Auseinandersetzungen in Genua Vorboten für den großen Eklat unserer Freundschaft zu sehen. Jedenfalls verbrachten wir alles in allem betrachtet aber eine ganz entzückende Zeit zusammen und schmiedeten wie immer Pläne für die „ewige Fortsetzung des Gleichen auch in Zukunft“, wie N.

sagen würde. So kam ich auf die Idee, das folgende Jahr gemeinsam in Biska, Algier (Wüstenpost, Oase, Kamele, etc.) zu verbringen. Was N. natürlich mit größter Begeisterung aufnahm und am liebsten sofort mit mir in dieses Abenteuer gezogen wäre. (Wie gesagt: aufgrund meiner Anwesenheit sprühte N. voller Lebenskraft und Tatendrang, als ob er nie krank, lebensmüde und schwach gewesen wäre.) – Einstweilen begnügten wir uns mit einer Stippvisite nach Monaco, bevor ich dann Mitte März nach Rom übersiedelte.

Monaco wurde zur Katastrophe. Mich zog es sofort an die Spieltische. Während N. bloß zuguckte, verspielte ich mein ganzes Bares! Statt das schnelle Geld zu machen, verlor ich restlos alles. Jetzt weißt du, warum ich kürzlich selbst aus „Jux und Dollerei“ nicht ins Spielcasino mitgehen wollte! (Aktien schon eher.) Um über diesen verlockenden Weg das große Geld zu machen, hab ich leider zuwenig!! Die Pleite damals war so arg, dass ich mir sogar Geld leihen musste (nicht von N, der hatte eh' keines), um nach Rom weiterreisen zu können.

Als ich in Rom ankam, suchte ich Malis Wohnung in der *via della Palveriera* auf. Mali hatte an diesem Abend einige Freunde aus Russland zu Besuch: eine Frau von S. mit ihrer hübschen und umgänglichen Tochter. Lu war noch sehr jung, ihre Schönheit wirkte durch ihr schwächliches Wesen zerbrechlich und stolz zugleich, ihre Intelligenz machte sie besonders reizvoll. Sprich: ich fühlte mich sofort angezogen von diesem ganz außergewöhnlich interessanten „Persönchen“. Lu und ich sprachen über den russischen Philosophen und Schriftsteller Tschernyschewskij und seinem Buch Was tun? Sie war von dieser ›Bibel des Freidenkertums‹ fasziniert. Ich gestand ihr, dass es mir in meiner Jugend, zu Beginn meines Studiums auch so ging, als ich das Buch dann später noch mal zur Hand nahm, schien es mir zu pathetisch und kopflastig (jeder politische Anarchismus ist kopflastig!), durch und durch *politically correct* und im ganzen betrachtet viel zu optimistisch. Aber was für eine Freude machte es, mit dieser bezaubernden jungen Dame zu debattieren und auf so unverhoffte Weise lebhafteste Zustimmung zu den eigenen philosophischen Gedanken zu erfahren.

Anfangs gab es keinerlei Anlass, daran zu zweifeln, dass dieser neue Mensch eine zusätzliche Bereicherung für die unschätzbare Freundschaftsbande zwischen N. und mir sein würde. Zumindest lag mir pythagoreischen Idealisten der geistigen Freundschaft die nahe liegende Furcht fern, dass sich unsere Bindung in den Schlingen und Missverständnissen der Liebe verfangen, geschweige denn durch absurde Ehephantastereien oder gar durch eine Person anderen Geschlechts zu Fall kommen könnte... Zu Anfang habe ich an die Möglichkeit einer „Dreieinigkeit“, wie Lu unser Dreiecksverhältnis nannte, wirklich geglaubt und mich in mir selbst und meinen Gefühlen tief getäuscht. Im Gegenteil: vor lauter Freude und Gefühlsüberschwang über die neue Freundin machte ich Idiot – aus unegoistischer Selbstlosigkeit, also falsch verstandener Freundschaftlichkeit – den folgenschweren Fehler, sogleich N. nach Genua zu schreiben, mit der Bitte, er möge doch möglichst bald nach Rom kommen, weil hier endlich für ihn eine passende Kandidatin zur Verheiratung gefunden sei!! (Aus pragmatischen Erwägungen war der Gedanke an eine Ehe ja seit Sorrent weiterhin Thema.) Mithin war auch Lu an einer Scheinheirat gelegen, um als Ausländerin weitere Probleme mit ihrer Aufenthaltsgenehmigung zu umgehen. Darüber hinaus wuchs ihr persönliches Interesse an N. in dem Maße wie ich von ihm als Philosoph, Freund und einzigartigem Menschen schwärmte. Statt aber umgehend nach Rom zu reisen, hatte N. sich komischerweise schon einige Tage nach meiner Abreise entschlossen, nach Messina / Sizilien auszuschießen. Mich ließ er kurz zuvor in einem merkwürdig resoluten Ton wissen, dass er lebhaftes Interesse an “dieser Russin” hätte, gerade weil er sich für die kommenden Jahre begeisterungsfähige und hilfreiche Erben und Fortdenker wünschte. Eine Ehe würde ihm indes nicht sonderlich schmecken. Was er sich jedoch in Anbetracht seiner weiteren Lebenspläne vorstellen könnte, wäre eine auf zwei Jahre befristete Ehe. – Sprach es, und entfleuchte gen Süden zu den „glückseligen Inseln“. Mir gefiel diese, unseren freien Geist beweisende Unkonventionalität einer „Ehe auf Zeit“, und Lu aus den besagten Gründen erst recht. Wie es nun aber kommen musste, wurde in den vier Wochen, die N. überaus glücklich und fröhlich als „Prinz Vogelfrei“ in sonnigen Sizilien verbrachte, die Beziehung zwischen Lu und mir intensiver. Nicht, dass wir uns sexuell näher gekommen wären. Diesbezüglich lief zwischen uns nie etwas. Nein,

unsere Beziehung war stets eine geschwisterliche. Wobei es mir im Nachhinein ehrlich gesagt peinlich ist, dass wir uns, wenn auch scherzhaft, „Schwesterli“ und „Brüderli“ nannten! Uns verband eine geschwisterliche Liebe: das Gefühl tiefer Verbundenheit, geistiger Verwandtschaft und echter Freundschaft. Nach außen mag das freilich anders ausgesehen haben. Schon Mali meinte, uns als Liebespaar wahrnehmen zu müssen. Richtig daran ist, unser Liebesverhältnis veränderte meine Beziehung zu N. gravierend: ich wollte Lu nicht länger N. alleine überlassen und ihn von den Heiratsplänen abbringen, die ausgerechnet ich in die Welt gesetzt hatte. Als N. von seinem Abenteuerurlaub zurückkommend uns in Rom aufsuchte, hatte sich aber bei ihm dieser Gedanke verfestigt. Und als er schließlich Lu kennenlernte, war er natürlich noch entschlossener, obwohl Lu und ich ihm gleich nach seiner Ankunft deutlich erkennen ließen, wie nahe wir uns beide waren. Aus dieser komplizierten Konstellation gingen dann alle folgenden Missverständnisse, Eitelkeiten, Verletzungen, Erbärmlichkeiten und Betrügereien hervor, alle die diesseits von gut und böse gelegenen Handlungen, die schließlich zum Zerwürfnis unserer Freundschaft führten.

— *Incipit tragoedia*, in vier Szenen.

Erste Szene.

Zunächst gelang es Lu und mir, N. von den Heiratsplänen mit dem überzeugenden Grund abzubringen, Lu brächte keinerlei Vermögen mit in die Ehe. Was ja dem ursprünglichen Konzept widersprach. Nicht zu Unrecht warf N. mir nun vor, warum ich ihn dann überhaupt diesen offenbar unrealistischen Vorschlag unterbreitet hätte. — N. begann mir, seinem besten Freund, zu misstrauen. Mit guten Recht, muss ich leider ganz ehrlich sagen!

Wir machten uns dann auf den Rückweg nach Deutschland. Am Orta-See, wo wir für einige Tage einen Zwischenstopp einlegten, kam es zu einem weiteren, folgenschweren Ereignis. Aus Zufall ergab sich, dass N. und Lu eines Nachmittags zum ersten Mal nur zu zweit unterwegs waren. Ich blieb aus Höflichkeit bei der Mutter, der es nicht gut ging. Die beiden bestiegen einen kleinen Hügel, nahe einer Kapelle; das Wetter war herrlich; N. bester Laune und Lu begeistert von diesem Moment absoluter Ungebundenheit. Ich habe nie ganz herausbekommen, was dann zwischen ihnen geschah.

Aber ETWAS geschah!! Ich vermute, dass Lu mit ihren jugendlichen Reizen N. verrückt gemacht hatte. Sie sah an diesem Tag bezaubernd aus und wirkte in ihrem Petersburger Sommerkleid besonders nahbar...

Damals dachte ich, N. wäre die treibende Kraft bei diesem Intermezzo gewesen. Erst später durfte ich (auch!) am eigenen Leib erfahren, wie sehr Lu es liebte, mit Männern zu spielen und wie stark ihr Liebesleben durch traumatische Kindheitserlebnisse gestört war. In dieser Situation aber, als Lu und N. von ihrer gemeinsamen Wanderung zurückkamen — Stunden später als verabredet —, sah man ihnen förmlich an, dass sich kurz vorher irgendwelche Heftigkeiten abgespielt haben mussten. Ich war extrem eifersüchtig und wegen ihrer (beider!) Untreue mir gegenüber schwer enttäuscht. Während N. tags darauf bei bester Form einen Abstecher nach Basel machte, und mir so keine Gelegenheit zu einer Aussprache ließ, nutzte ich die gemeinsame Weiterreise mit Lu nach Luzern, ihr hinsichtlich N.s Person und mit Verweis auf seine Krankheit und den schwierigen Seiten seines Charakters, gründlich den Kopf zu waschen. Ich gewann sie für mich zurück – zum schäbigen Preis, meinen besten Freund vorsätzlich schlechtgemacht zu haben, also ihm gegenüber unehrlich und niederträchtig gewesen zu sein! Durch meine Vernarrtheit in Lu ließ ich schlechtweg die mit N. geteilte Ethik fahren. Damals war mir jedes, wirklich jedes Mittel recht, Hauptsache Lu blieb mir. Und wie habe ich das Blaue vom Himmel gelogen und mir selber was vorgemacht!! Aber war es nicht letztlich N.s Schuld, dass blödsinnige Begehrlichkeiten und Liebesallüren das Glück unserer platonischen Freundschaft, unserer heiligen Dreieinigkeit betrübten, belasteten, behinderten? — Was mich als N.s Freund aber am meisten kränkte, war, zusehen zu müssen, wie sehr ihm der Umgang mit Lu wohl tat und sein Lebensgefühl steigerte. Jedenfalls trat in dieser Situation besonders deutlich zutage, in welchem Maße N.s Gesundheit von seinem psychischen Zustand abhängig, d.h. wie gut es ihm gehen konnte, wenn er sich im Umgang mit anderen Menschen wohl fühlte. (N. selber hatte immer wieder betont, dass seine körperlichen Leiden durch eine Verbesserung seiner Lebensbedingungen und insbesondere seiner zermürbenden Einsamkeit geheilt werden könnten...)

Sein Basler Freund O. berichtete von N.s strahlender Gesundheit und davon, ihn so lebendig, wie schon lange (noch nie!) zu sehen und voll von dem drängenden Verlangen nach einer neuen, ihn Menschen und Dingen weniger entrückenden Lebensweise. O. sprach auch von tagelangen bis tief in die Nacht geführten Diskussionen — alles ohne ein Zeichen von Krankheit, Schmerzen oder Erschöpfung. Jener N., der damals von Basel aus uns nach Luzern nachreiste mit dem energischen Vorsatz, Lu doch noch zu einer Heirat zu bewegen, — dieser lebensbejahende N. bewies seiner Umwelt auf denkbar unmissverständliche Weise, woran es ihm „eigentlich“ fehlte, was ihn gesund sein lässt: Liebe. N. hatte sich zum ersten Mal in seinem Leben verliebt. Plötzlich kannte er das Gefühl der Liebe. Und dieses ungeheure Wunder der Verliebtheit und des „lieben Zufalls“ einer Frau, die für ihn als Gattin, Gefährtin und Fortdenkerin in Betracht kam, ja einzigartig sein würde, blieb unerfüllt. N. verliebte sich unglücklich. Erst jetzt, nach so langer Zeit und dem entsprechenden Abstand begreife ich doch erst die Ausmaße und Konsequenzen dieser maßlosen Enttäuschung, dieses Unglücks. Aber damals nahm ich die Bedeutung dieser Erlebnisse nur aus der Sicht meiner eigenen Interessen wahr, sprich: als Bedrohung und Konkurrenz meines Verhältnisses zu Lu. Und gerade, weil N.s unglaubliche Vitalität so offenkundig sein Verliebtsein zum Ausdruck brachte, konnte ich es kaum ertragen. Ist es nicht absurd und „allzumenschlich“: Seine Gesundheit erfreute mich auf einmal nicht mehr; im Gegenteil, sie ärgerte mich kolossal.

All das macht die Nachricht von N.s Tod so entsetzlich grausam und ruft furchtbare Gewissensbisse und tiefes Bedauern in mir hervor: wäre er nicht von all seinen Freunden enttäuscht und verlassen worden, hätte er vielleicht nicht sterben müssen, zumindest nicht in so jungen Jahren und auf diese Weise!!

Zweite Szene.

Lu und ich holten N. wie verabredet vom Luzerner Bahnhof ab. Schon einige Tage später nutzte er eine passende Gelegenheit und setzte nun um, was er sich scheinbar in Basel vorgenommen hat: Er machte Lu einen förmlichen Heiratsantrag, diesmal nicht aus Berechnung, sondern aus Liebe und mit viel, allzuviel Hoffnung. Und wieder gab sie ihm einen Korb.

Diesmal aber sprach sie offen und ehrlich, und erklärte ihm, sie wolle keine Heirat, denn sie wolle frei bleiben. Außerdem habe sie nicht die Absicht, auf mich zu verzichten und schlug die Fortsetzung unserer Freundschaft zu dritt, dem „schönen Projekt“ eines freundschaftlichen Zusammenlebens, vor.

Aber N. wäre nicht N. gewesen, hätte er dieser ihm wohlvertrauten Argumentation nichts entgegenzusetzen gewusst. So setzte er ihr auseinander, auch er würde ja — erst recht in Lus junglichem Alter (sie war damals Anfang zwanzig) — die Maxime vertreten haben “Geheiratet wird nicht!”. Aber mit dem Alter käme man zu der tieferen Einsicht und einer differenzierten Betrachtung über die „Dialektik zwischen Ehe und Freundschaft“: Eine gute Ehe schließe Freundschaft keineswegs aus. Im Gegenteil und im Unterschied zu episodischen Liebschaften beruhe ihr dauerhaftes Gelingen ja vielmehr auf guter Freundschaft. „Das Beste an der Ehe ist die Freundschaft“, argumentierte er. Damals schien mir diese Auffassung rein strategisch, heute bin ich jedoch der gleichen Meinung. Übrigens war diese Frage bei meiner Feier ebenfalls Thema. Wie denkst du darüber?

Lu witterte in der gewundenen Plausibilisierung einer Heirat nur Taktik und Hintertriebenheit, die sie N. übelnahm und ihm später als selbstwidersprüchliche Verlogenheit vorwarf. Denn er wusste, dass die Wahrheit woanders und tiefer lag: Lu verweigerte sich ihm als Frau! Denn Ehe bedeutet eben nichts anderes als Freundschaft plus dem „Aphrodisischen“... Dass Lu seinen ernsthaften Antrag mit den argumentativen Mittel seines eigenen theoretischen Ideals zurückwies, musste wie ein Schlag vor das Gesicht wirken. So bestand die tiefe Verletzung, die Lu durch ihre Ablehnung N. zufügte, insbesondere darin, ihn mit sich selbst und seiner Schwäche zu konfrontieren: in diesem Augenblick musste ihm selber klar werden, wie weit er von dem abgeirrt war, was er eigentlich von ihr und sich selbst wollte und wie sehr er diese Frau begehrte. Jedenfalls wirkte N. im Anschluss an diese erschütternde Szene vor dem Löwendenkmal im Luzerner Gletschergarten wie ausgetauscht. Mit angestrenzter Lustigkeit zwang er uns, ein gemeinsames Photo von uns dreien aufnehmen zu lassen. Er engagierte nicht nur einen berühmten Fotografen, sondern kümmerte sich auch um alle Einzelheiten dieser Geschmacklosigkeit: Lu

mit der Peitsche in der Hand, befiehlt als Wagenlenkerin ihren beiden, zu gleichen Teilen vor einen Karren gespannten Verehrern. Das war so ziemlich genau, was er als Wahrheit unserer *mélange à trois* abgebildet sehen wollte. (Übrigens ist N. auf dem Photo vorzüglich getroffen, Lu und ich abscheulich...)

Nebenbei bemerkt: N. berühmt-berüchtigter Spruch, „gehst du zum Weibe, vergiss die Peitsche nicht“ erweist sich, wie ich finde, nicht nur vor diesem Hintergrund als wesentlich vieldeutiger als gemeinhin angenommen wird.

Obwohl unsere Dreiecksbeziehung durch diese „Unklarheiten“ merklich geschwächt war, hielten wir dennoch — aber eigentlich gerade deshalb — den Plan aufrecht, für längere Zeit gemeinsam in Wien oder Paris zu leben. N. wiederholte seinen Wunsch, bis auf weiteres nicht mehr “produzieren” zu wollen, sondern wieder einmal zu studieren und “unter Menschen zu gehen”. Lu sah in diesem Plan die Chance, mehr von Europa und seinem Kulturleben kennenzulernen und auch mir gefiel die Vorstellung, sich in einer für das zeitgenössische Geistesleben besonders anregende Weltstadt zu bewegen und zusammen mit den Freunden noch einmal eine so erfüllte und fröhliche Zeit zu verleben, wie damals in Sorrent.

Ich muss ganz ehrlich sagen, N. bemühte sich nach der Aussprache mit Lu wirklich sehr darum, wieder Klarheit und Vertrauen zwischen uns herzustellen. Der Versuch zu solchen Reparaturarbeiten ging eigentlich immer von seiner Seite aus. N. war stets reich im Geben — im Vergeben und im Vergessen. Darin bewies er seine unerschöpfliche Bereitschaft zur Freundschaft! (Selbst nach unserem Zerwürfnis unternahm N. noch einige Annäherungsversuche, auf die Lu und ich uns aber nicht einließen.) Sein Bemühen hatte sicherlich auch damit zu tun, dass er nach seinem missratenen Ausrutscher wieder zu der theoretischen Gewissheit zurückfand, wirklich nicht zum Heiraten und zum konventionellen Eheleben in der Lage zu sein. Um allen Beteiligten seine veränderte Haltung deutlich zu machen, schrieb N. nach seiner Abreise von Luzern mir aus Naumburg, ihm sei am Gelingen einer pythagoreischen Freundschaft gelegen. Es gäbe es ihm einen besseren Begriff von sich selber, einer solchen Freundschaft wirklich fähig zu sein, auch wenn er nicht selten über das darin implizite Ideal eines *koina ta ton philon* (>den Freunden ist alles gemeinsam<) lachen müsste.

Gleichzeitig konnte er es nicht lassen, nun seinerseits mich zu einer Heirat mit Lu zu drängen. Das war ungefähr so perfide, wie seine Anspielung, ich sei ja Lu „in allen Stücken“ ein besserer Freund, als er es ist und sein könnte. Denn selbstverständlich spielte er damit bewusst auf meine homosexuelle Neigung an und darauf, dass Lu deshalb in mir einen Ehemann haben könnte, bei dem das Aphrodisische ganz sicher kein Thema sein würde. So hinterhältig das von N. auch gemeint war, es traf die Wahrheit, eine hinterhältige Wahrheit. Und Lu beteuerte er in einem Parallelbrief, ihm würde nur die geistige Freundschaft zu ihr am Herzen liegen, weil sie als Erbin und Fortdenkerin seiner Philosophie außer Zweifel stünde. Diesbezüglich bat er sie eindringlich, doch im August — vielleicht im Anschluss an die Festspiele in Bayreuth — einige Wochen mit ihm zusammen in einem kleinen thüringischen Walddörfchen in Klausur zu gehen...

Dritte Szene.

Nach anfänglichem Zweifeln und gemeinsamen Absprachen mit mir (sie war im Anschluss an Luzern mit Umweg über Hamburg zum Landhaus meiner Eltern mir nachgekommen), entschied sich Lu, N. in Tautenburg zu besuchen. Als Lu sich von mir verabschiedete — nicht ohne, dass wir uns gegenseitig unsere Liebe und Freundschaft vergewisserten —, beschlich mich dennoch der Argwohn, ob Lu nicht vielleicht doch stärker an N. hänge, als sie vorgab. Zumal dieser Besuch mit einigen komplizierten Organisationsfragen verbunden war, die allenthalben dagegen sprachen. Außerdem kämen wir drei, gemäß unserer gemeinsamen Wien- bzw. Parispläne, ohnehin bald für längere Zeit zusammen. Kein Zweifel: Lu wollte zu N., trotz (oder gerade wegen?) der Begebenheit am Orta-See!! Die Gute verdrehte uns Männern nach allen Regeln der Kunst die Köpfe und Herzen. Darüber hinaus schien sie uns nun auch noch gegeneinander auszuspielen. Spätestens hier hätte N. und mir klar sein müssen, dass dieses zierliche Wesen im Begriff war, sich wie ein Keil zwischen uns zu treiben! In keinem kitschigen Roman über problematische Dreiecksbeziehungen findet man es besser: Lu und die Liebe sollte unsere so fest und unerschütterlich gedachte Männerfreundschaft sprengen...

Zuletzt redete auch ich ihr zu, nach Tautenburg zu fahren, um so N. besser kennenzulernen. Zur allgemeinen Beruhigung versprach sie, mir jeden zweiten Tag brieflich Bericht zu erstatten. — Lu fand N. in bester Stimmung. Warum wohl!? Stolz überreichte er ihr sein neues, frisch gedrucktes Werk, seine Fröhliche Wissenschaft, wieder ein „persönliches Buch“. In Rom und Luzern hatte er uns schon einiges aus dieser tief sinnigen und mutwilligen, ganz und gar jasagenden und hoffnungsvollen Lebensphilosophie vorgetragen. Einmal sogar spaßeshalber als Sprechgesang.

Wie abgesprochen, wurde ich durch Lus Mitteilungen zum heimlichen Beobachter ihrer überaus lebhaften und intensiven Zweisamkeit. Sie sprach davon, dass sie und N. oft zehn Stunden am Tag zusammen seien und leidenschaftliche Gespräche führen würden. Lu berichtete auch von „gemeinsamen Arbeiten“ an Aphorismen, von den ganz wunderbaren Entdeckungen ihrer vielen Gemeinsamkeiten, der erstaunlichen Ähnlichkeit ihrer Denkweise und ihrer geteilten Überzeugung von der Notwendigkeit der ›Selbstmoral‹, einer Ethik des Individuums, der Freundschaft und Liebe, u.a. „Wir sind sehr heiter miteinander, wir lachen viel“, schrieb sie mir ausgelassen. Mit Stolz teilte sie mir ein anderes Mal mit, N. fände die größte Freude an dem Wahlspruch, den Lu für sich als ihre eigene Lebensmaxime aufgestellt hatte:

„Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen Guten Schönen
resolut zu leben.“

Es entsprach nicht Lus Art, mich von all den unverhohlenen Bewunderungen, die sie gegenüber N. als Denker und „Verkünder einer neuen Religion“ empfand, zu verschonen! Sie ließ sich im Gegenteil ausführlich über die charakterlichen Verschiedenheiten von N. und mir aus. Sie stellte Vergleiche an und kam fast überall zum selben Ergebnis: N. ist spannender und in allem mehr... Dabei wusste sie durchaus, wie sehr ich unter solchen Vergleichen litt. Mir war bis zum Widerwillen bewusst, dass N.s Philosophie meine um Größen übertraf — und das, obwohl er gerade mir viele und vor allem zentrale Anregungen seiner Moralkritik verdankte. In der Freundschaft zu mir entdeckte, befreite, gründete und übte er seine

Freiheit des Geistes!! Umso mehr beruhigten mich die mit der Zeit zunehmend klaren Anzeichen Lus Distanzierung gegenüber N. Sie äußerte sich immer kritischer zu seinem unangenehmen Pathos (seinem „Heroismus der Erkenntnis“), seiner peinlichen Anmaßung, Erfinder und Jünger des neuen Gottes zu sein. Kurz: Lu begann sich an seinem charakterlichen und intellektuellen Hang zur heldenhaften Über-Höhung und seinem Wahn der Größe zu stören. (Was indes nicht ausschloss, dass Lu, wie ich ja auch, durchaus die wahrhaftige Größe N.s Person und Philosophie zutiefst bewunderte.) Darüber hinaus fühlte sie sich durch sein massives Drängen, seine Theorien fortzuführen, in ihrer intellektuellen Unabhängigkeit beengt und missachtet. In einem sehr aufgebrachtten Brief sprach sie schließlich von der unfreiwilligen Entdeckung N.s „dunkler Seiten“, die auch im Zusammenhang mit seiner plötzlichen Abreise aus Sizilien stünden, wo er „es zu weit getrieben“ hätte – wie Lu nur andeutete. Weshalb er endlich Schluss machen wolle mit seiner „Südländerei“ und „dieser Vergangenheit“. Später gestand Lu mir, sie wäre immer überzeugt gewesen, N. sei bisexuell und masochistisch veranlagt gewesen! Da sind allerdings Lus eigene Phantasievorstellung mit ihr durchgegangen.

Ein Brief, den Lu mir aus der gemeinsamen Tautenburger Idylle zukommen ließ, beunruhigte mich dann doch deutlich. Denn er schien meine Befürchtungen zu bestätigen, N. könne sich erneut in Lu verliebt haben und am Ende — handgreiflich werden. Tatsächlich beklagte sie sich über subtil vorgenommene Aufdringlichkeiten und darüber, wie schwer N. sich täte — im äußersten Widerspruch zu seinen endlosen Idealisierungen —, ihre geistige Freundschaft von Sinnlichkeiten freizuhalten. Es ist kein Geheimnis und auch dir sicherlich bekannt, dass N. schlicht und ergreifend Schwierigkeiten mit Frauen hatte: Er war verklemmt, verwöhnt, verwildert, grausam, unbeholfen – willfährig. Aber ehrlich gesagt, wollte ich in dieser Situation auch nicht in seiner Haut gesteckt haben. N. musste einfach glauben, dass Lu etwas von ihm wollte, als sie seiner Einladung folgte. Genauso, wie ich mir das zurechtgelegt habe.

Im letzten Bericht vor ihrer Abreise sprach Lu sogar explizit von einer „emotionalen Entfremdung“ und dem „feindseligen“ Gefühl in ihrer Beziehung zu N., trotz aller tiefen Verwandtschaft des kritischen und freien

Denkens. Deshalb würde sie sich auf das Wiedersehen mit mir furchtbar freuen, weil sie nun (!!) wisse, dass sie sich bei mir wesentlich wohler und geborgener fühle. — —

Diese kolportierten Ereignisse und geheimen Informationen bestärkten meine Kritik und Ungehaltenheit gegenüber meinem Freund N., ohne dass ich diesbezüglich auch nur ein Wort ihm gegenüber fallen ließ. Nun, es steht außer Zweifel, wie unehrlich und unwahrhaftig ich mich in dieser Situation zu N. verhalten habe. (Bitte rechne mir meine rückhaltlose Offenheit, mit der ich dir dies alles erzähle, als Beweis eines Lernprozesses, einer ›nachträglichen Wiedergutmachung‹ an; N. hätte mich für diese Formulierung ausgelacht.) – Und das alles wegen Lu! Dennoch aber kam es zu diesem Zeitpunkt, also Ende August, noch nicht zum endgültigen Zerwürfnis. Im Gegenteil, auch weiterhin, nun aber schon spürbar bemüht, machten alle Beteiligten gute Miene zum bösen Spiel: Wir planten weiterhin unseren Parisaufenthalt und verabredeten uns für Oktober in Leipzig, wo wir G. treffen würden (neben uns, damals N.s einziger Freund). Die Leipziger Zeit war unerwartet unproblematisch, wir vertrugen uns, hatten viel Spaß und eine aufregende Zeit zu dritt. Und doch: Es häuften sich in diesen Tagen merklich die Anzeichen dafür, dass unser Dreiecksverhältnis schlechterdings nicht auf Dauer funktionieren würde; dass wir unserem Lebensideal guter Freundschaft in der alltäglichen Praxis längst nicht genügten und zu genügen bereit waren!

Als Lu und ich N. zum Bahnhof brachten und wir dem alleingelassenen Freund in den davonfahrenden Zug nachwinkten, empfand ich tiefes Mitleid — und Erleichterung. Dass wir uns in diesem Augenblick das letzte Mal sahen, dass wir uns nie wieder im Leben sehen würden, konnte ich nicht wissen...

Vierte Szene.

In Naumburg angekommen, verfinsterte sich N. Gemüt, vermutlich wegen der ihm dort zwangsaufgelegten Einsamkeit und Grübelei. Plötzlich, wenn auch nicht aus heiterem Himmel, wollte N. ›es‹ wissen und hinsichtlich der vielen Unklarheiten und schrägen Töne zwischen Lu, ihm und mir nun endlich „Wahrheit um jeden Preis“. Dieser von ihm selber später (vielleicht

deshalb?!) theoretisch verabscheute Willen zum Wissen eröffnete das tragische Ende unserer Freundschaft:

Er forderte mich in einem Brief von Anfang November auf, ich solle mich nun einmal definitiv zu meinem Verhältnis zu „unserer Lu“ erklären. Statt jedoch diesen wohl freundschaftlich gemeinten, aber in seiner befehlenden Tonlage anmaßende Brief an mich abzuschicken, legte er ihn einem Brief an Lu bei, mit der pathetische Zuspitzung, er vertraue ihr die Entscheidung darüber an, ob ich diesen Brief bekommen sollte. Warum aber wollte er zu diesem Zeitpunkt noch weitere Aufklärung? Als grandioser Psychologe der versteckten Wahrheiten konnte es auch N. nicht entgangen sein, dass es keiner Klärung mehr bedurfte? Die Dinge waren eindeutig – und sprachen eine harte Wahrheit. Kein Zweifel! Allein, N. wollte aus menschlichen, allzumenschlichen Gründen die Zurückweisung seiner Liebe nicht wahrhaben und wehrte sich mit aller Kraft gegen die Erkenntnis, dass er einsam bleiben würde und seine Hoffnungen auf Veränderung, auf ein geglücktes Leben ein für allemal verloren schienen und er selber bei dieser Geschichte, um einen seiner späteren Lieblingsbegriffe zu verwenden, wirklich „schlechtweggekommen“ war...

(Hart, aber wahr – wie das „Schicksal“ so spielt: Zum gleichen Zeitpunkt richteten Lu und ich unsere gemeinsame Wohnung in Berlin ein. Ihren Wünschen gemäß mit einem Gemeinschaftsraum und einem persönlichen Rückzugsbereich.)

...Nun ließ Lu ihrerseits N., ohne sich noch einmal mit mir über Einzelheiten und eine möglichst diplomatisch-rücksichtsvolle Strategie zu beraten, in entfesselter Aggression und mit spitzer Gehässigkeit ›die Wahrheit‹ wissen, eher noch – um die Ohren hauen. In seinen Schriften notierte N. wiederholtermaßen, dass die Wahrheit ein Weib sei: Er hatte dies am eigenen Leib voll zu spüren bekommen! Lu entlud ihren ganzen Ingrim, ihre angestauten Enttäuschungen und eigenen Unsicherheiten. Sie beschimpfte ihn mit schrägen Verdächtigungen und warf ihm — nun ungeniert — Größenwahn, lächerliche Eitelkeit, Unredlichkeit, perverse Begehrlichkeiten und einen seine Freunde vereinnahmenden Egoismus vor. Das traf N. zweifellos unvorbereitet und *hart*. Auf einmal hatte er, worüber er zu schwadronieren liebte: „Krieg“. Krieg mit Seinesgleichen! Und „Härte“! Aber aus Schwäche. Muss es einen dann wundern, wenn er im

Gegenangriff Lu als eine „dürre schmutzige übelriechende Äffin mit falschen Brüsten“ schimpfte?! — Unser Freund N. wusste leidlich auszuteilen und genauso gut Gift zu mischen wie er sich auf die Falschmünzerei, seine Kunst des virtuosen Umwertens und Umdeutens der ›Realität‹, verstand.

Obwohl ich mich zwischenzeitlich bemühte, den gegenseitigen Vorwürfen, Angriffen und Verteidigungen ihre verletzende Spitze zu nehmen, rechnete N. nun auch knallhart mit seinem alten Freund und Weltensegler ab: Er nannte mich einen „schleichenden, verleumderischen, verlogenen Gesell“ und drohte mir mit einer Schlägerei. (N. war zu diesem Zeitpunkt ein Halbblinder!) Das ging mir entschieden zu weit!! Das hätte er nicht tun sollen! Von da an hatte ich innerlich mit N. abgeschlossen. Von mir kam nichts mehr und war nichts mehr zu erwarten. Ich entzog mich, schwieg und versuchte alles Geschehene, einschließlich meiner Verletzungen und Verfehlungen, so gut es ging zu verdrängen. Lu und ich haben uns über all dies in unserer gemeinsamen Zeit nie wirklich ausgesprochen. Dieses Schweigen lag wie Blei auf unserer Beziehung; es gab zwischen Lu und mir die nie ganz vernarbte Wunde ›N.‹ —

Rückblickend verstehe ich seine ohnmächtige Wut durchaus: auf einen Schlag verlor er nicht ›nur‹ zwei gute Freunde. Er verlor damit alles: seine Zukunft, die Quelle seiner möglichen Gesundheit, sein Lebensideal, um dies einzutauschen mit der Verewigung seiner qualvollen Einsamkeit, die fortan aber noch ungeheurer und giftiger wirkte, weil in ihr tagtäglich das Unglück der Enttäuschungen, Kränkungen und schmerzhaften Ablehnungen, des Verlusts seiner ›Liebsten‹ (und damit seines Selbst) fortlebte und fortwirkte. N. flüchtete jedoch nicht in den Freitod, von dem er in dieser Zeit viel faselte. Stattdessen begann jetzt die düstere Entwicklung seiner letzten Lebensphase, einschließlich seiner so genannten Spätphilosophie (was so nicht stimmt). Hier – zu diesem Zeitpunkt und vor dem Hintergrund dieser qualvollen Ereignisse und endgültigen Trennungen – beginnt, meine ich, der Prozess der radikalen Vereinsamung N.s, die ihn zuletzt in die Verzweiflung und den Wahnsinn trieb...

— Er flüchtete gen Süden in die Berge. Anfang Dezember verkroch er sich in sein kleines, dürftiges Zimmer der *Albergo della Posta*, Rapallo. Zwar

war er durch seine Familie in erbarmungsloser Zankerei geübt. Aber diese Ereignisse unter Freunden raubten ihm die letzten Nerven. Ein grässliches Mitleid und das hämmernde Wissen, dass auch er einiges falsch gemacht hatte und bei diesem Streit ›über‹-reagierte, zerrte pausenlos an ihm. Zu Weihnachten weihte er die O.s in Basel in seinen depressiven Zustand ein. Er schrieb ihnen, unser Zerwürfnis betreffend, jenen Brief, den mir O. erst gestern mit den größten Vorwürfen vorlegte. Darin heißt es: „Dieser Bissen Leben war der härteste, den ich bisher kaute; es ist immer noch möglich, dass ich daran erstickte. Ich habe an den beschimpfenden und qualvollen Erlebnissen dieses Sommers gelitten wie an einem Wahnsinn.“ — —

In den darauf folgenden zwei Monaten soll er fünfzig Gramm Choral-Hydrat (puro) verbraucht haben – ein Schlafmittel, das einem verhilft, um es mal so zu sagen, aus dem Alptraum der Wirklichkeit zu entfliehen! Vermutlich war es keine leere Drohung, als der völlig Verzweifelte in einem seiner „Wahnsinnsbriefe“, mit denen er uns eine Zeitlang bombardierte, wissen ließ, er würde an diesem Abend so viel Opium nehmen, dass er „die Vernunft verliert!“

Und in Tat und Wahrheit: Wie unter der Hand eines Rasenden entsteht zu dieser Zeit binnen weniger Wochen der erste Teil des Zarathustra! Darin ergießt N. seine ganze Qual und Enttäuschung über Lu und mich aus und zieht böse über uns „Freunde“ her: „Das Weib ist noch nicht der Freundschaft fähig: es kennt nur die Liebe. In der Liebe des Weibes ist Ungerechtigkeit und Blindheit gegen alles, was es nicht liebt. Und auch in der wissenden Liebe des Weibes ist immer noch Überfall und Blitz und Nacht neben dem Lichte. Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig: Katzen sind immer noch die Weiber, und Vögel. Oder, besten Falles, Kühe. Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig. Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft? Oh über eure Armut, ihr Männer, und euren Geiz der Seele! Wie viel ihr dem Freunde gebt, das will ich noch meinem Feinde geben, und will auch nicht ärmer damit geworden sein. Es gibt Kameradschaft: möge es Freundschaft geben! Also sprach Zarathustra.“

— Ganz ohne Freunde, ohne überhaupt irgendjemandem hätte N. die folgenden Jahre seines Eremitendaseins und seine endlosen Kopfschmerzen

nicht ertragen. Aus mangelnder Möglichkeit, wirklich zu leben, ließ N. nun alle Wirklichkeit in seinem empfindlichen, feinen Kopf abspielen. Dort, wo das Rauschgift langsam alles paralyisierte und kaputt machte. Fröhlichkeit und heiterem Himmel wichen der trüben Wolkendecke einer „unbeschreiblichen Traurigkeit, aber verklärt durch das Bewusstsein, dass Größe darin ist, wenn je der Aufgabe eines Sterblichen Größe eingewohnt hat“, wie er seinem Basler Freund damals schrieb.

Mit Zarathustra und Dionysos, dem Gott seiner stürmischen Jugendzeit, den er nun wiederbelebte, tröstete sich N. in seine eigene Gedankenwelt hinein — unter ständiger Zuhilfenahme von ungeheuren Mengen an Drogen aller Art. Mit Zarathustra hatte er sich einen neuen Freund und treuen Mitstreiter, wie er ihn selber nannte, „seinen Lebensretter“, erfunden und aus eins zwei gemogelt. Die berühmt gewordene Anfangsszene — Zarathustra verlässt die Einsamkeit der Berge und „geht wieder unter Menschen“ — fügte N. kurz vor Fertigstellung der „Fröhlichen Wissenschaft“ und nach unserer Luzerner Zeit an das Ende des Buches. Dieser „Untergang Zarathustras“ war ursprünglich wörtlich gemeint: er bezog sich auf unsere gemeinsamen Pläne und auf das Ende seiner einsamen Schriftstellerei. Er wollte nicht mehr schreiben und sprach mehrfach davon, dass mit der Fröhlichen Wissenschaft die Phase seiner Freigeisterei zum Abschluss gebracht sei. Warum? Weil es jetzt darum ging, die Lehre der neuen Lebensweise endlich umzusetzen, nicht länger „Mensch der Worte“, sondern „Mensch der Tat“ zu werden. Das eigene Wissen galt es sich „einzuverleiben“. Denn eine der zentralen Einsichten seiner (wie meiner) Philosophie beruhte ja darin, eine „dithyrambisch-umfassende“ Einheit von Denken und Existenz, die Fülle und Fröhlichkeit des Lebens zu erstreben und zu verewigen. Dass aber dieses Abschlussbild letztlich zur Auftaktszene des Zarathustras wurde, macht deutlich, dass N. sich damals nicht anders zu helfen wusste, als — zu schreiben, weiter zu schreiben und immer weiter zu schreiben. Der einzige ›Ersatz‹ für die gescheiterten Lebens- und Zukunftspläne war: sich selbst in philosophischen Schriften zu verlieren, sich zu ver-schreiben. Wie so manch anderer, entfloh N. in diese Scheinwelt...

N. selber meinte, seine späteren Bücher seien „philosophischer“, während die zu der Zeit unserer Freundschaft geschriebenen noch „persönlicher“

seien. Ich habe diese Bewertung nie verstanden. Sicherlich, weil mir der darin durchklingende Philosophiebegriff fern liegt. Demnach wären nämlich Erkenntnis und Gedanken nur in dem Maße „philosophisch“ zu nennen, wie sie nicht persönlich sind. Aber was wäre daran dann noch philosophisch? Vom Standpunkt eines freien Geistes betrachtet, ist Philosophie und philosophisches Wissen nichts anderes als eine Art von *mémoires* des eigenen Lebens und die arbeitsintensive Reflexion auf die lebenspraktischen Grundanforderung für eine bewusste, wissentliche, wissende Selbst-Bestimmung. Alles andere ist Wissenschaft und Theorie, die nichts mit der Person des Denkenden zu tun hat oder haben müsste. N., wie ich ihn kannte, wollte in diesem Sinne kein Wissenschaftler, sondern ein Philosoph sein. Insofern waren seine späteren Schriften nicht weniger persönlich, sondern wissenschaftlicher, gerade weil er unpersönlicher und unphilosophischer, unfröhlicher und selbstwidersprüchlicher, abstrakter und verbitterter lebte. Es ist wirklich durch und durch bezeichnend für N. und seine persönliche Art: als es noch so aussah, dass sein Leben nach seinen Wünschen und individuellen Wertvorstellungen zu gestalten sei, schaffte er sich eine Ethik der Lebenskunst. Ein wesentlicher Gedanke dieser Ethik war, dass es dabei nicht um eine allgemeine Moral für jedermann geht, sondern um das Individuum: Jeder muss für sich selber seine Gütertafel finden und erfinden. Als nun seine Lebensperspektive jede Alternative zu dem Schicksal eines einsamen Lebens eines Denkers für die Zukunft unwahrscheinlich machte, begann er über eine allgemeine Moral und die „Große Politik“ eines „Kampfes um die Erd-Herrschaft“ zu fabulieren, deren vornehmer Gesetzgeber und harter Befehlshaber er sein wollte — ein grauenvolles Hirngespinnst.

In unserem Streit warf ich N. einmal wütend wörtlich vor, „ein kopfleidender Halb-Irrenhäsler zu sein, den die Einsamkeit vollends verwirrt habe“! Der Gedanke daran quälte mich lange Zeit! Jetzt stellt sich erst richtig heraus, wie erschreckend gemein und treffend diese böse Wahrheit war! Habe ich mit diesem Spruch N. damals etwa wirklich den Rest zu diesem Schicksal geben? Ich habe damals die Bedeutung und das Schwergewicht der Ereignisse nie aus seiner Perspektive wahrzunehmen versucht: mit einem Mal verkehrt sich das so ersehnte und nah gewähnte Glück eines Zusammenlebens mit guten Freunden, in der Kulturweltstadt

Paris, in das mit Kokain und Opiumsirup (*sciropo diacodio*) betäubte
endlose Elend einsamer Grübelei irgendwo im menschenverlassenen
Gebirge.

AUS HOHEN BERGEN / NACHGESANG

Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit!

Oh Sommergarten

Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten: –
Der Freunde harr ich, Tag und Nacht bereit,
Wo bleibt ihr Freunde? Kommt! ‘s ist Zeit! ‘s ist Zeit!

War’s nicht für euch, dass sich des Gletschers Grau
Heut schmückt mit Rosen?
Euch sucht der Bach, sehnsüchtig drängen, stossen
Sich Wind und Wolke höher heut in’s Blau,
Nach euch zu spähn aus fernsten Vogel-Schau.

Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt: –
Wer wohnt den Sternen
So nahe, wer des Abgrundes grausten Fernen?
Mein Reich – welch Reich hat weiter sich gereckt?
Und meinen Honig – wer hat ihn geschmeckt?

– Da seid ihr, Freunde! – Weh, doch ich bin’s nicht,
Zu dem ihr wolltet?
Ihr zögert, staunt – ach, dass ihr lieber grolltet!
Ich – bin’s nicht mehr? Vertauscht Hand, Schritt, Gesicht?
Und was ich bin, euch Freunden – bin ich’s nicht?

Ein Andrer ward ich? Und mir selber fremd?
Mir selbst entsprungen?
Ein Ringer, der zu oft sich selbst bezwungen?
Zu oft sich gegen eigne Kraft gestemmt,
Durch eignen Sieg verwundet und gehemmt?

Ich suchte, wo der Wind am schärfsten weht?
Ich lernte wohnen,
Wo Niemand wohnt, in öden Eisbär-Zonen,
Verlernte Mensch und Gott, Fluch und Gebet?
Ward zum Gespenst, das über Gletscher geht?

Dies Lied ist aus, – der Sehnsucht süßer Schrei
 Erstarb im Munde:
 Ein Zauber tat's, der Freund zur rechten Stunde,
 Der Mittags-Freund – nein! fragt nicht, wer es sei –
 Um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei

Nun feiern wir, vereinten Siegs gewiss,
 Das Fest der Feste:
 Freund Zarathustra kam, der Gast der Gäste!
 Nun lacht die Welt, der grause Vorhang riss,
 Die Hochzeit kam für Licht und Finsterniss

N. musste die Einladung zu meinem Fest noch vor seinem Zusammenbruch erhalten haben. Ein furchtbarer Gedanke: er wird zu einem Fest eingeladen, bei dem er alte und neue Freunde treffen könnte, was ihm sicherlich Freude bereitet hätte, — kurz: in seine „öde Eisbär-Zone“ dringt die fröhliche Botschaft vom vollen Leben, vom Feiern, von Tanz, Musik und heiterer Unterhaltung. Aber er geht nicht hin oder kann nicht hingehen. Stattdessen phantasiert er sich „das Fest der Feste“, tanzt für sich allein, nackt und berauscht, irgendwo in einem trostlosen Pensionszimmer. — Das jedenfalls will die Frau seines Vermieters in Turin tatsächlich gesehen haben, ein Tag vor dieser Situation mit dem Pferd und N.s geistigem Zusammenbruch auf der Straße!

Als ich die ungeheuerliche Nachricht von diesen Ereignissen bekam, gab ich sie sofort an F. weiter. Als sie von mir auch erfuhr, dass man N. in ein Irrenanstalt in Jena eingeliefert habe, riss es sie aus allen Träumen. Wut entbrannt, meinte sie, man könne N. doch in kein Irrenhaus einsperren und als Geisteskranken behandeln. Für sie stünde außer Zweifel, dass man damit nur die Wahrheit N.s Gesellschaftskritik aus der Öffentlichkeit weg-schließen wolle. Und das ausgerechnet von Binswanger, der genauso gut wie sie wissen könnte, dass aus diesem ›Wahnsinn‹ nur das Andere der Vernunft spräche, dass N.s Wahnsinn seine Vernunft sei. N. habe schließlich selber stets ein klares Bewusstsein davon gehabt, dass seine Philosophie, die die Unvernunft all dessen entlarvte, was seiner Zeit als hoch und heilig galt, notwendig als „verrückt“ und als die unverantwortliche Böswilligkeit eines Narren und Gestörten aufgefasst werden

musste. In diesem Sinne habe er sich selber wiederholtermaßen als einen „Wahnsinnigen“ bezeichnet. Sein Zusammenbruch hätte es, so F. weiter, als Beweis der ›Unglaubwürdigkeit‹ seines Denkens also nicht erst gebraucht! Sie würde sich deshalb ernsthaft fragen (F. wurde bei diesem Punkt besonders emphatisch und ungehalten), ob nicht jemand, der das über Jahrhunderte eingeübte Spiel der Wahrheiten (also dem, was allgemein als gültig anerkannt wird) verdirbt, dadurch dass er dessen Falschheiten und Irrtümer aufdeckt, gar nicht anders kann, als zuletzt unter der Last dieser unerhörten Kritik zusammenzubrechen. (In einer resignierten Stimmung sagte N. mir einmal müde einen Satz, den ich nie vergessen haben: „Wer immer zu den Gründen geht, geht einmal selbst zugrunde“). Aus diesem Zusammenhang zwischen Wahnsinn und Gesellschaft heraus erachtete sie seinen Zusammenbruch *als letzte Konsequenz* eines ›verrückten Denkens‹ (eines freien Geistes) und seinen ›Wahnsinn‹ folglich auch nicht als medizinischen Beweis einer Geisteskrankheit (und nicht als das Zeugnis eines unfreien Geistes). Vielmehr sei daran das letzte Aufblitzen einer machtlosen ›Unvernunft‹ zu sehen, die zuletzt nur noch in der stummen Form eines Schweigens der allmächtigen ›Vernunft des Bestehenden‹ ihr befreites Anderes entgegenzuhalten vermochte. Deshalb käme sie auch zu einer anderen Diagnose: N. sei lediglich nervlich erschöpft! Bekanntlich habe er im Laufe seines strapaziösen Lebens immer wieder bis zu dem äußersten Punkt absoluter körperlicher Erschöpfung gearbeitet. Es sei doch offenkundig, dass er sich seine zeitweise Gesundheit nicht nur im buchstäblichen wie übertragenen Sinne erdacht hatte. Die enorme Anstrengung des Denkens und die unermüdliche Kopfarbeit habe ihm seine ganze Lebenskraft gekostet. F. lachte gequält, die Wahrheit dieser unsinnigen Erschöpfung sei: N. habe sich an seiner Philosophie überarbeitet und dabei unterläge sein kränklicher Leib seinem kraftvollen Geist. Sie hatte schon recht. Es war an alldem etwas Tragikomisches – ein vereinsamter kranker Mensch ›über-arbeitet‹ sich, und was kam dabei heraus? Der Gedanke vom gesunden und starken ›Über-menschen‹! – Nur diesmal, so F., sei die nervliche Erschöpfung besonders extrem. Was auch nicht sonderlich verwunderlich wäre, zöge man in Betracht, wie unglaublich viel N. in der letzten Zeit seiner totalen Zurückgezogenheit produziert hatte.

Deshalb sei sie davon überzeugt, dass N. geholfen und geheilt werden könnte.

Tatsächlich war F. am nächsten Tag nach Jena zu N. gefahren, trotz oder gerade entgegen der von einigen anderen geäußerten Einwände, er sei nicht mehr zu retten. Vor Ort musste F. zunächst die unglaubliche Tatsache erfahren, dass Professor B. nicht einmal wusste, wer sein Patient war und welche Person er in seinem Klienten vor sich hatte. Er hielt ihn schlicht für einen in Italien verbummelten und durchgedrehten deutschen Professor, dessen langsames Zugrundegehen man klinisch überwachte! Des weiteren berichtete F. mir später von den unbeschreiblichen Zuständen der Klinik, in der man N. eingesperrt hielt. Sie schilderte im Detail, wie die alltägliche Realität derartiger Verwahranstalten ihre Bedenken gegenüber dieser Art von „wissenschaftlich begründeten Humanismus“ bestätigte und zum Teil sogar die traurige Wahrheit ihrer Kritik noch übertraf. Sie schrieb mir, N. würde in einem „Loch“ wohnen, das durch Zentralheizung so überhitzt sei, dass er fortwährend die Tür offen halten müsse. Auf dem Korridor draußen liefen, schrieten, lachten die „Irren“ oder gafften zur Tür hinein. Neben dem Zimmer N.s befände sich das Gemeinschaftsklo, so dass es die Luft davon verpestete. (Dazu muss ich sagen, dass N.s Geruchsinn sein vielleicht sensibelstes und scharfsinnigstes Wahrnehmungsorgan war.) Im Zimmer befänden sich, laut F., als einzige Sitzgelegenheit lediglich ein hartes Sofa – kein Stuhl, kein Kissen und kein Schreibtisch. Das hänge mit dem bitteren Sachverhalt zusammen, dass N. wegen seiner begrenzten Mittel nur den minimalen Versorgungsstandard in Anspruch nehmen konnte. Daraufhin habe sie für ihn erst einmal ein Kissen, ein Stuhl und mit Lammfell gefütterte Hausschuhe gekauft, da N. sich über kalte Füße beklagte. Die Wärter, echte Schließertypen, würden ihn boxen und piesacken. Er säße den ganzen Tag auf seinem Sofa, brütend und schwermütig. Ihm sei es sogar verboten, alleine — was hier bedeute: unbeaufsichtigt! — in den Garten zu gehen. In Begleitung einer anderen Person wäre dies indes kein Problem gewesen. Nur hatte N. niemanden! Anfangs war ihm das Spaziergehen noch erlaubt. Aber weil er dabei sang und fröhlich vor sich hinjohlte, wurde ihm dies schließlich verboten...

Außerdem fand F. kein gutes Wort für das Essen, das überdies ganz lieblos verabreicht wurde. Das einzige und besonders für unseren N. Wohltuende

sei täglich ein warmes Bad, was die Klinikleitung als das eigentliche „Heilverfahren“ ausgab. In summa: Die Anstalt wirke wie ein Armenhaus und N. würde behandelt, wie ein Sträfling. — F. teilte mir mit, sie würde planen, ein Buch über all dies zu schreiben. Ungnädig ließ sie sich über „diese Errungenschaften“ der modernen Psychiatrie und das ganze Disziplinarsystem aus, das es unserer Gesellschaft ermöglicht, den von ihr identifizierten Wahnsinn, ihr „Anderes“, zu verwalten sowie auf ordnungssichernde Distanz und in der medizinischen Rhetorik ihrer Moral am Ende auch zum Schweigen zu bringen. Mit Blick auf die beanspruchte Vernunft der Verhältnisse träte, so F., die „krisische“ Verschränkung von Erfahrung und Wissenschaft, von Wahnsinn und Gesellschaft zutage, in deren Gefangenschaft N. stecke. — —

F. halft N., indem er Vernunft und Wahnsinn umwertete! Und beinahe hätte sie ihn befreit, ihm die eigene Freiheit des Geistes zurückgeschenkt. Stolz berichtete sie mir in ihrem vorletzten Brief davon, dass sie mittlerweile mit N. schon wieder Spaziergänge unternähme, auch außerhalb der Anstalt, und zwar täglich zwei Stunden vormittags und zwei nachmittags und das nun schon über eine Woche. Auf diesen *Spaziergängen* — in denen N. sich ja in seinem Element befand: die freie Bewegung war seine ihm selbst gesundmachende Lebensaktivität — zeigte sich, dass er alles andere als geistesgestört sei. Sie sprächen über persönliche wie philosophische Themen und diskutierten intensiv über methodische Probleme der Genealogie, über Strafjustiz, über Aspekte einer Ästhetik der Existenz und auch ein bisschen über Freundschaft und deren notwendige Ethik und Kultur. N. würde gesund und frisch wie ein Kind wirken und würde jedes Mal schwermütig werden, sobald seine neue Freundin im Begriff war, ihn wieder zu verlassen. Alle wären erstaunt über diese plötzliche Verwandlung und rapide Besserung, außer N. und sie selber. Sie freute sich natürlich wahnsinnig, dass sich ihre Hoffnung, ihre Diagnose und ihre Therapie als richtig erwies. F. erwähnte sogar, mit N. sogar in Kneipen gegangen zu sein. Außerdem hätte er ihr gegenüber den Wunsch geäußert, wieder schreiben und eine eigene Wohnung beziehen zu wollen, um endlich aus dem „verrückten Haus“ raus zu kommen, schließlich sei er ja kein „Irrer“!

Von Tag zu Tag belegte N.s Genesung, wie ihm zu helfen war und dass ihm guttat, was ihm stets gutgetan hatte: das Nichtalleinsein und die Anwesen-

heit eines Freundes. Ich hatte F. einmal von einem Brief erzählt, in dem N. sich ganz deutlich über den körperlich-seelischen, oder in seinen Begriffen, „physiologischen“ Zusammenhang zwischen Freundschaft und Gesundheit aussprach. Wenn ich mich recht erinnere, las ich ihr die entsprechende Passage zweimal vor, weil F. sie so ergreifend fand. Dort heisst es: „Meine Gesundheit ist in Wahrheit ganz normal – nur die arme Seele ist so verletzlich und sehnsüchtig nach guten Freunden, nach Menschen, ‘die mir gleich sind’. Verschaff mir einen kleinen Kreis Menschen, die mich hören und verstehen wollen — und ich bin gesund!“ — —

Ich will dir gegenüber ganz offen reden, obwohl ich mich hier einem für mich sehr unangenehmen Punkt in meinem Verhältnis zu N. nähere. Denn einerseits habe ich diese tiefgründige Wechselwirkung zwischen Gesundheit und Freundschaft während unseres Zusammenseins stets in vollen Zügen genossen und mich an N.s wieder hergestellten Lebenslust und ungestümen Lebenskraft als Freund mitgefremt. Andererseits aber habe ich unter seiner sagenhaften Gesundheit und eigenmächtigen Tatkräftigkeit, zu der er sich in der Beziehung zu Lu zeitweilig beflügelt fühlte, auch übel gelitten. Als sein vertrauter Freund wusste ich, wie leicht und nachhaltig N. zu treffen war, wollte man ihn treffen und seine Stärke schwächen – durch Entzug von Freundschaft! Wie ungerecht und mies! Aber sind die Menschen nicht so? Selbst und gerade Freunde zu Freunden...

Ein umso schlechteres Gewissen quälte mich, nachdem F. die ehemalige Freunde N.s, und insbesondere mich als einer seiner besten Freunde und – Feinde, aufgefordert hatte, durch unseren Besuch und Umgang ihn wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen. Sicherlich zurecht und unter dem frischen Eindruck von N.s Besserung und Klagen ließ es F. nicht an heftiger Kritik gegenüber uns „Freunden“ fehlen: Die ganzen Jahre hätten wir uns ihm gegenüber gleichgültig verhalten und keine seiner Schriften gelesen und sei es auch „nur aus Freundschaft“ gewesen. So habe N. von niemanden seiner Freunde auch nur ein bisschen Anerkennung oder Verständnis erfahren, obwohl er immer wieder betonte hatte, dass er durchaus kein Lob, keine Zustimmung oder gar Anhänger einfordern würde, sondern bloß eine ehrliche Reaktion und aufrichtige Anteilnahme, womöglich auch eine freundschaftliche Auseinandersetzung, am liebsten vielleicht sogar eine begründete Ablehnung seiner „durchdachten

Anmaßungen“, am wenigsten aber den Zynismus unverbindlicher Freundlichkeit in Form von gelegentlichem Nachfragen. — Das ist schon wahr! N. selber sagte es jedem seiner Freunde ins Gesicht, dass wir „es ganz offensichtlich nie der Mühe für wert hielten, irgendeine seiner Schriften zu studieren“. Ich habe seine Texte wirklich nicht alle studiert. Aber hat er denn an uns gedacht und uns studiert? Was ich ihm immer übelgenommen habe (abgesehen von der Lu-Geschichte) ist, dass seine wirklichen Freundschaftserfahrungen, insbesondere die unserer, so wenig Eingang gefunden hat in seinem Schreiben und Denken! Vieles und speziell was seinen Geisteshelden anbetrifft, habe ich, um ehrlich zu sein, tatsächlich als eine übermäßige, letztlich allerdings gleichgültige Anmaßung betrachtet. Aber das denken doch fast alle! Zarathustra ist keine neue Bibel! Ebenso wenig kann man erzwingen, dass Freunde alles gut finden, was man schreibt und denkt. Und das *wollte* N. in erster Linie. Aber um ganz ehrlich zu sein, es stimmt schon, ich habe mich zu wenig mit seinen Texten beschäftigt und sie ungenau gelesen. Wie das so ist, damals war ich mit so viel anderen Dingen beschäftigt, dass ich rundweg nicht dazu gekommen bin. Zugegeben: zuletzt ist das eine vorgeschobene Ausrede und billige Entschuldigung. Denn immerhin war er mein Freund, an dessen Leben Anteil zu nehmen für mich selbstverständlich hätte sein müssen. Zumal dieses Leben so reich an Eigenem und Neuem war und ich damit beschenkt wurde und davon profitierte. Von seiner Originalität und Individualität ging aber auch etwas Bedrohliches aus: sie konfrontiert einen mit sich selbst...

F. sagte mir, sie fände die Behauptung keineswegs übertrieben, dass sich an den äußeren Umständen von N.s Zusammenbruch die listige Wahrheit seines Leidens zeigte. Denn das vom Kutscher geschundene Pferd, dem sich N. mitleidig um den Hals warf, bis er bewusstlos auf die Straße fiel, gelte im Grunde seinen Freunden und drückte seine Sehnsucht nach Freunden aus. In dieser verzweifelten und absolut ohnmächtigen Umarmung eines Tieres brähe sein Verlangen nach Umarmung, sprich: nach Nähe, Hilfe, Unterstützung, Schutz — sein Verlangen nach Liebe aus. Wie ihr das Personal der Irrenanstalt mitteilte, hätte er schon kurz nach seiner Einweisung im Anflug bester Stimmung nach eigenen Aussagen „am

liebsten alle Leute auf der Straße umarmt und geküsst“. Ich würde ja noch besser als sie darüber Bescheid wissen, dass N. insbesondere im Anschluss an das Ende der Geschichte mit Lu und der Freundschaft zu mir, sich Tiere als „Ersatz für die fehlenden Freunde“ (N.) erdacht hatte, um mit diesen Freunds-Gespensern seine unerträgliche Einsamkeit zu lindern und seine verlassene Welt mit guten Geistern zu bevölkern. (Wozu mir der böse Gedanke kommt, dass N. sich vielleicht nur deshalb keinen Hund als Ersatzfreund anschaffte, weil er sich dadurch in peinliche Nähe zu seinem Antipoden und Pudelherrchen Schopenhauer gebracht hätte!!)

Von daher stünde für F. eine mögliche Rettung N.s durch die beständige Präsenz von Freunden außer Frage. — Für alles, was jetzt mit N. passieren würde, wären folglich wir, seine „Freunde“, verantwortlich... Haben wir ihn getötet?

So sehr F. in der Sache ja recht hatte, besonders in Bezug auf den von uns allen geteilten, starken Begriff der Freundschaft, so wenig war sie mit N. als Freund und Mensch vertraut. Sie lernte ihn ja im Zustand der Schwäche kennen. Und tatsächlich: Je mehr seine neue Freundin ihm sein Selbst zurückgab und er so zu seiner Gesundheit, zu sich, zurückfand, desto stärker traten auch die Schattenseiten seines Charakters hervor. Prompt schrieb F. in ihrem letzten Brief im Ton tiefer Enttäuschung von einem heftigen Krach zwischen den beiden. Wie ich später erfuhr, ging es dabei bezeichnenderweise um philosophische Fragen der Macht und dem damit zusammenhängenden Bezug zwischen Willen und Wissen. Hier herrschten aber im Ganzen gesehen Übereinstimmungen und Gemeinsamkeiten. Andernteils aber gerieten sie wegen einer unversöhnlichen Differenz ihrer Standpunkte zum Feminismus und politischer Praxis aneinander. F. fand N.s Idee der „Großen Politik“ unhaltbar, protofaschistisch und gefährlich; N. wiederum kritisierte F.s „Mikropolitik“ als liberale Seichtigkeit und Demokratie-Idealismus. Schließlich seien sie im Streit auseinander gegangen. Als Dank für all ihre Bemühen sich von N. am Ende auch noch arglistig vorwerfen zu lassen, sie würde sich für ihn nur als „Fall“ für ihre Studien interessieren, empfände sie als besonders böswillig. Mit Entsetzen müsse sie nun all dem beipflichten, was ich ihr über N.s Selbst-„Über“-Schätzung, über seinen Größenwahn und seine daraus resultierende

Freundschaftsunfähigkeit erzählte hätte. An N.s und an ihrer eigenen Haltung zur Autorenschaft (von Büchern, Gedanken, Philosophien) sei ihr dies ganz deutlich geworden: Während sie selber die Frage aufwarf, was schon daran läge, wer schreibt, und zugleich über das Quäntchen Selbstironie darin lachte, griff N. verbissen nach einem seiner Bücher, um sich selber zu zitieren: „Ich, Gott!“ — „Hat man mich verstanden? Dionysos gegen den Gekreuzigten“. Daraufhin sei sie schließlich in ihrer tiefen Enttäuschung und in rasender Verärgerung über N., die Wahrheit sagend, böse hergezogen: „Es kann durchaus sein, dass du Gott unter dem Gewicht all dessen, was du gesagt hast, getötet hast. Denke aber nicht, dass du aus all dem, was du sagst, einen Menschen machst, der länger lebt als er.“ — —

Diese Geschehnisse müssen F. sehr mitgenommen haben. Verständlicherweise. Deshalb beunruhigt es mich sehr, seitdem nichts mehr von ihr gehört zu haben...

Ich muss dir gestehen, wobei ich jetzt nur für mich spreche, dass ich von Anfang an F.s Rettungsversuch keine Chancen gegeben hatte. Auch wenn ihr darin zuzustimmen war, dass N.s soziale Lebensumstände ganz wesentlich seinen Gesundheitszustand beeinflussten und einige stabile Freundschaften ihm möglicherweise sein persönliches Wohl hätten gewährleisten können. Letztlich aber täuschte sie sich doch über das Ausmaß und den tatsächlichen Ursprung N.s körperlicher Erschöpfung und auch über das fortgeschrittene Stadium seiner somatischen Erkrankung. Wie schon angedeutet, verursachte meiner Meinung nach der jahrelange und exzessive Drogenkonsum das Hirnleiden. Ich teile also nicht die verbreitete Auffassung, wonach die medizinisch festgestellte progressive Paralyse entweder auf eine Geschlechtskrankheit oder einen Erbschaden väterlicherseits zurückgeführt wird. Nein, all das Gift, das N. sich zur Erleichterung seines schweren Lebens, seiner qualvollen Vereinsamung und gespenstischen Isolation, seines folgenreichen Kopfzerbrechens und seines hypersensiblen Gehirns, in sich hineinschüttete, machte ihn kaputt. Mit diesem Wahnsinn impfte er sich selbst, seinen Geist und die große Vernunft seines Leibes, um zu – ›über-leben‹. Dieses Wahnsinnszeug löschte am Ende seine Denkkraft aus, legte sein wildes Gehirn lahm und trieb ihn aus dem ewigen Mittag seiner philosophischen Tagträumerei schließlich in die zeitlose Dunkelheit

seiner geistigen Umnachtung. N. ging an Vergiftung zugrunde: dem Gift seiner Rauschmittel und der, wie er selber wusste, „Einsamkeit und was sie vom Giftigsten an sich hat“.

Heute also erreicht mich die Postkarte mit der in ihrer tiefsinnigen Anspielung sarkastischen Botschaft „N. ist tot!“ Was mich daran besonders schockiert, ist der ungeheuer lange Zeitraum, den N. unter der Pflege seiner Mutter und Schwester nach seinem geistigen Zusammenbruch noch fortlebte — über ein Jahrzehnt! Darin beweist sich für mich noch einmal, von welchem unglaublichen Lebenswillen, von welchem unmenschlichen Willen zum ›Über-Leben‹ N. beseelt war. Wie zerbrechlich und klein nimmt sich die Gesundheit seines Geistes gegenüber diesem Kraftzentrum aus! Zumal man sich vor Augen führen muss, dass er gerade durch die Gegenwart und den Einfluss seiner schrecklichen Familie „immer krank geworden sei“. Immer wieder hatte er seinen Freunden sein diesbezügliches Leid geklagt. In der Tat war ja seine schrille Schwester aus Eifersucht wie eine Furie damals über Lu hergezogen und hatte ihrem leichtgläubigen Bruder viel Unsinn über uns erzählt! Auch hatte seine Familie ihm immer seinen Individualismus als unchristliche ›Selbstsucht‹ und als das eigentliche Unheil seines ruinösen Lebenswandels vorgeworfen. Von daher wundert es mich nicht, dass N. diesen langen Zeitraum nur in stummer Verweigerung hat überleben können. — Ein fürchterlicher Gedanke: Sein ganzes Leben lang bekriegte N. diese familiäre Umgebung bitterlich mit den tödlichen Waffen seiner hochgerüsteten Intellektualität, um sich von deren bürgerlich-konventionellen Lebensvorstellungen samt ihrer ganzen christlich-selbstlosen und pflichtbewusst-lustlosen Werte zu befreien. Selbst trotz seiner geistigen Umnachtung meinte er — im Versuch, sein eigenes Selbst mit letzter Kraft gegen diese feindliche Welt zu erhalten und zu behaupten —, ihr seine physische Existenz als allerletztes Argument entgegenzuhalten. In Wahrheit hielt seine hinterhältige Schwester sich diesen schon kraftlosen Körper am Leben, um den Gescheiterten zum Helden zu stilisieren und auszustellen. Das ist eigentlich der Irrsinn bei alledem!! In mir löst dies noch mehr Trauer aus, aber auch Wut und ein tiefes Bedauern darüber aus, dass es damals zum Bruch zwischen N. und mir, zu diesem Zusammenbruch kam. Ich frage mich, ob die Geschichte

unserer Freundschaft wirklich so verlaufen musste. Sicherlich, damals waren wir beide davon überzeugt. Auch das hatten wir ja gemeinsam: wir waren beide ›stolze, allzustolze‹ Tiere. Jetzt erscheint es mir, als hätten wir allzu leichtsinnig und übermütig etwas verspielt, was so unendlich schwer zu ersetzen und aufzubauen ist: eine gute Freundschaft. — Vielleicht hätte das Zerwürfnis nicht sein müssen. Wir hätten unsere theoretische Wertschätzung der Freundschaft in ihrer Praxis noch weit ernster nehmen sollen, insbesondere mangelte es, wie so oft, an der Anerkennung des Andersseins des Anderen und der Bereitschaft zur Selbstkritik. Und das sogar bei so kritischen Geistern wie N. und mir; ›also sprach N.‹: „Es waren Freunde, aber sie haben aufgehört, es zu sein, und sie knüpften von beiden Seiten zugleich ihre Freundschaft los, der eine, weil er sich zu sehr verkannt glaubte, der Andere, weil er sich zu sehr erkannt glaubte. Und Beide haben sich dabei getäuscht! Denn jeder von ihnen kannte sich selber nicht genug.“ Denn was eine gute Freundschaft gegenüber bloßen Bekanntschaften unterscheidet, ist doch die einzigartige Möglichkeit, dass die Beteiligten sich selbst verändern, weiterentwickeln und an Leben reicher werden können – als Beweis und Wohltat des Freundseins! Diese Lebensmöglichkeit zur Selbst-Bestimmung (im doppelten Sinne des Wortes) ist zu wertvoll, als dass man hier mit gleichgültiger Nachlässigkeit verfahren könnte. – Aber die Menschen sind nicht so, stimmt’s? Du beklagst dich, ich würde zuviel von mir reden! Zu viel von sich selber zu reden, zeichnet wahrlich nicht den guten Freund aus. In *diesem* Punkt stimme ich dir durchaus zu!! Allerdings kommt es auch darauf an, was und wie einer von sich erzählt. Und über sich selbst als Freund (hinsichtlich des eigenen Freundseins) zu reden, scheint mir nicht nur wichtig, sondern auch gewinnbringend zu sein. Diesbezüglich beklage ich mich eben darüber, dass du — wie viele! — nicht genug über dich selbst nachdenkst. Aber lass uns dies besser beim nächsten Mal bereden. Nur, wann endlich sehen wir uns denn??

P.S. Das letzte Wort soll N. haben. Ich lege dir ein Gedicht von ihm bei, das er zu Beginn unserer Freundschaft verfasste. Es verbindet die zwei Teilbände von „Menschliches Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister“.

UNTER FREUNDEN

Ein Nachspiel

1

Schön ists, miteinander schweigen,
 Schöner, miteinander lachen, –
 Unter seidenem Himmels-Tuche
 Hingelehnt zu Moos und Buche
 Lieblich laut mit Freunden lachen
 Und sich weiße Zähne zeigen.

Macht' ich's gut, so wolln wir schweigen;
 Macht' ich's schlimm–, so wolln wir lachen
 Und es immer schlimmer machen,
 Schlimmer machen, schlimmer lachen,
 Bis wir in die Grube steigen.

Freunde! Ja! So solls geschehn?
 Amen! Und auf Wiedersehn!

2

Kein Entschuldgen! Kein Verzeihen!
 Gönnt ihr Frohen, Herzens-Freien
 Diesem unvernünftgen Buche
 Ohr und Herz und Unterkunft!
 Glaubt mir, Freunde, nicht zum Fluche
 Ward mir meine Unvernunft!

Was ich finde, was ich suche–,
 Stand das je in einem Buche?
 Ehrt in mir die Narren-Zunft!
 Lernt aus diesem Narrenbuche,
 Wie Vernunft kommt – ›zur Vernunft!‹

Also, Freunde, solls geschehn? –
 Amen! Und auf Wiedersehn!

III.

Beim Ölmühlenplatz

„Na, ihr seid mir Gäste!!“, rief E. aus, „C. ist der einzige, der pünktlich gekommen ist. Warum kommt ihr erst jetzt? Das Essen ist schon völlig verkocht! Was guckt ihr so blass drein??“ Mit belegter Stimme erwiderte S., während er mit M. und H. eintrat: „M. hat auf dem Weg hierher mir und meiner Bekannten H. — ich hoffe, du hast nichts dagegen, dass ich sie mitgebracht habe!? — von N.s Tod und einiges von der Geschichte ihrer Freundschaft erzählt. — Wirklich erschütternd. Dabei muss N. wahrlich ein einzigartiger Mensch gewesen sein. Wie gerne hätte ich ihn kennengelernt, diesen Verkünder neuer Gottheiten, und einer anderen Vernunft!!“ E., der von M. schon einige Tage zuvor über die traurigen Ereignisse unterrichtet worden war, umarmte S. einnehmend und bemühte sich, wenn auch ungeschickt, die allgemeine Stimmung zu verbessern. „Na dann setzt euch erst mal und lasst uns das Essen genießen: Wir müssen alle einmal sterben, warum sich also mit etwas belasten, was unabänderlich ist.“ Im Unterschied zu den anderen sah H. konsterniert E. an, der zu reden fortfuhr: „Bitte verstehe mich jetzt nicht falsch, aber nach alle dem, was M. über N. erzählt hat, kann ich mir nur schwer vorstellen, dass ihr euch gemocht hättet, stimmt's Monrée?“ „Das ist schwierig zu sagen, aber ich würde denken, ja und nein. Denn einesteils seid ihr euch in vielen sehr ähnlich, andernteils seid ihr gleichzeitig auch wieder ganz anders. Jedenfalls hätte N. sich an dir gerieben oder, um in seiner Sprache zu reden, »abgekämpft«, wie er dies ja mit Vorlieben den Menschen gegenüber getan hat, die ihm besonders nahestanden.“ Ein wenig erschrocken über diese unerwartete Gegnerschaft fragte S. schüchtern zurück: „Wieso, was hätte N. denn an mir auszusetzen gehabt? Ich sehe nach deinen Erzählungen eigentlich eher viele, ja geradezu erstaunlich viele Gemeinsamkeiten zwischen N. und mir.“ – „Siehst du, S., das zum Beispiel wäre schon so etwas Gegensätzliches gewesen.“ S. sah M. verständnislos an. „N. wäre mit deiner optimistischen Grundhaltung nicht klar kommen, wegen ihres eingebauten »Idealismus«, der so tut, als ob Gemeinsamkeit Gegnerschaft, als ob Freundschaft Feindschaft ausschließen würde!“ – „Entschuldigung, erwiderte S. gereizt, aber das tun sie doch oder etwa nicht?“ – „Nein keineswegs, hätte N. eben gesagt! Im Gegenteil, alles andere sieht über die spannungsgeladene, von Widersprüchen und Ungeheimheiten geprägte Realität der Menschen hinweg. Und mehr noch: der

idealistische Geist der schönen Eindeutigkeiten und widerspruchsfreien Harmonien macht sich blind und taub gegenüber dem Anderen der Vernunft! — Was ungefähr hätte N. dir entgegen gehalten. Und ihr wärt sofort aneinander geraten, stimmt's nicht?“ E. schenkte seinen Gästen Wein nach. S. nahm einen kräftigen Schluck und sprach: „Ach, ich wäre mir da nicht so sicher. Denn in einem gewissen Sinne würde ich N. bzw. dir in dem, was du gerade über die optimistische Lebenseinstellung gesagt hast, recht geben. Denn mit Bezug auf die Frage, ob Freunde sich auch Feinde sein können, kommt es ganz wesentlich darauf an, dass man sich darüber verständigt, was man hier unter Feindschaft versteht: Freunde können sich streiten und verletzen, keine Frage. Weil gute Freunde sich wohltun, können sie sich auch wehtun, denn sie wissen, wie sie den anderen böse treffen können. Ebenso können sich gerade die besten Freundschaften einmal zu üblen Feindschaften verkehren. Darüber weiß vermutlich jeder ein Lied zu singen! Aber, und das scheint mir der springende Punkt zu sein: man kann sich nicht gleichzeitig Freund und Feind sei. Das ist unlogisch und zeugt von fehlerhaftem Denken.“

M. streifte E.s beunruhigten Blick und begann etwas zögernd zu sprechen: „Also, glaube ich, wir sollten dies jetzt nicht vertiefen. Aber, dass du, mein guter S., das Logische hier so betonst und auch zu glauben scheinst, dass sich die Dinge nach dem Denken richten müssten, hätte N. ganz sicher auf die Palme gebracht. Er hätte darin nur die Kopflastigkeit des theoretischen Menschen und ein typisch zur Schau getragenes Philosophen- und Besserwissertum, kurz: einen ›Sokratismus‹ gesehen.“ Epikur wollte in diese kritische Situation vermittelnd eingreifen, aber S. kam ihm zuvor: „Ach ja!! Ziemlich mutig — entgegnete S. sichtlich bemüht, seinen Ärger zu unterdrücken — vielleicht hast du ja wirklich recht, dass N. und ich Schwierigkeiten miteinander gehabt hätten...“, S. grinste schelmisch in die Runde, „denn so eine anmaßende und selbstgerechte Fehldeutung meiner Person schießt weit über alles Vertretbare hinaus und ist nicht mehr als streitsüchtige Polemik. Was mich daran aber ein Stück weit belustigt, ist, dass ja wohl gerade N., nach all dem, was du erzählt hast, wie kaum ein anderer eine typisch philosophische Kopflastigkeit lebte. Nicht nur, dass sich sein Leben überwiegend in seiner Gedankenwelt, abspielte — das für sich genommen, wäre vielleicht noch nicht mal ein Problem, sondern nur

symptomatisch für einen Gelehrten, dem studierten Geisteswissenschaftler. N. scheint mir jedoch einer gewesen zu sein, dessen Existenz ganz das Produkt des *Logos*, der Sprache und des Schreibens, war und nicht etwa sein Gegenteil...“ E. unterbrach mit lauter Stimme: „He, jetzt ist mal gut. Ihr bekommt ja gar nichts vom Essen mit.“ C. hob sein Glas in die Mitte des Tisches: „Lasst uns anstoßen auf — auf die Gelassenheit oder den pessimistischen Optimismus!“ „Wieso das dann?“, fragte H. verwundert. Epikur entgegnete sofort: „Ist doch jetzt egal!; also auf die Gelassenheit und die heitere Skepsis.“ Und die Freunde stießen — jeder mit jedem — an.

Beim Absetzen seines Glases wandte sich S. an M.: „Wie geht es denn F.? Warum ist sie eigentlich nicht hier? Oder hält sie gar nicht mehr in der Stadt auf, sondern ist schon wieder irgendwo in der Welt unterwegs — Uppsala, Berkeley, Japan, Iran, Warschau, Paris, Berlin? Dieser Nomadismus wäre ja nichts für mich. Im Übrigen erstaunt es mich nicht, dass sie zwar E.s Sesshaftigkeit beneidet, jedoch ihrerseits so nicht leben könnte! Ich finde sie eine äußerst interessante und lebhafte Person: Sie ist typisch postmodern und gleichzeitig hat sie auch etwas Antikes! Ich hatte gehofft, sie heute zu sehen...“

H. sah S. an und sagte: „F. ist gestorben.“

S. war wie vom Blitz getroffen, kaum hörbar hauchte er heraus: „Aber sie war doch noch viel zu jung, um zu sterben! Warum nur so plötzlich?“

H. antwortete zögerlich: „Sie starb an ... an der Schwächung ihrer Abwehrkräfte.“

Starr auf den Tisch blickend, nickte M. unmerklich: „...bitte lasst uns nicht darüber reden...“ —

Ohne irgendeine Spur des Mitgefühls entgegnete C.: „Warum denn? Warum nicht über Tod reden? Meiner Auffassung nach verdrängt unsere Kultur ängstlich den Gedanken an den Tod. Sterben gehört zum Leben. Und was ist mit der Unsterblichkeit der Seele? Ohne dir jetzt zu nahe treten zu wollen, M., aber du selber hast mir darin zugestimmt: philosophieren heißt sterben lernen! (Er warf einen vorsichtigen Blick auf seinen Freund.) Du sagtest, es gäbe nichts, womit du dich mehr beschäftigt hättest als mit der Vorstellung des Todes: Das ist die Art von Umgang, mit der man sich der Grenze seines Leben, selbst in den ausgelassensten und fröhlichsten Zeiten, bewusst bleibt.“

M. holte tief Luft und antwortete unwillig: „Ja und nein..... Der eigentliche Sinn des Gedankens an den Tod ist der, das Leben zu denken... Es geht dabei letztlich um eine Ermutigung zum Leben, dem philosophischen Impuls, die Fülle der Lebensmöglichkeiten auszukosten. Die Besinnung auf den Tod ist die Besinnung auf die Freiheit! — Ich befürchtet, dass du, wie viele andere auch, diesen Aspekt unterschlägst. Deswegen liegt die Aufgabe der Philosophie hier eher in der Kunst, ›den Tod‹ nicht zu fürchten. N. hat einmal gesagt, es würde ihn freuen, dass die Menschen den Gedanken an den Tod durchaus nicht denken wollen! Er möchte gern etwas dafür tun, „ihnen den Gedanken an das Leben noch hundertmal denkwürdiger zu machen“.

H. wurde zusehends unruhig; ihr schien die Schwere des Gesprächs zu misshagen. Indessen hatte S. seine Fassung wiedergewonnen und begann zögerlich zu sprechen:

„Ich bin ganz deiner Meinung... Allerdings werden diese Überlegungen erfahrungsgemäß leicht missverstanden: der Gedanke an den Tod betrifft den Gedanke an das Leben und die Freiheit... Ich glaube, man sollte auch weniger über Tod oder Unsterblichkeit reden, als über Geburtlichkeit. Damit meine ich die Erkenntnis, dass mit jedem Moment des Lebens ein neuer Anfang geschieht, der uns einerseits die Notwendigkeit der wissentlichen Stellungnahme aufgibt, aber andererseits auch die Möglichkeit zur Initiative eröffnet...“

C. warf sein Gesicht in nachdenkliche Falten und fragte mit großer Geste: „Hm, mit Initiative meinst du jetzt sicherlich kein politisches Engagement, sondern den gewissermaßen metaphysischen Sachverhalt der Natalität, das In-die-Welt-Geworfen-sein des Menschen und das dadurch verursachte Sich-Anfangen als einer zeitlebens fortgehenden Bewegung ins Offene?“

„Nein“, grinste E. ihm entgegen, „da schlägt seine Herkunft durch: der Sohn einer Hebamme! Der sterbliche S. ist eigentlich, also philosophisch verstanden, der unsterbliche Geburtliche!“, und verfiel in Gelächter.

Verärgert setzte S. erneut an: „Also, wir müssen dem hier auch nicht weiter auf den Grund gehen. Ich wollte nur klarstellen, in welchem Sinne der Gedanke an den Tod grundsätzlicher und grundloser den Gedanke an das Leben betrifft. Außerdem ließe sich aus dieser Perspektive auch N.s Gedanke von der ewigen Wiederkunft, wie du ihn mir erklärt hast, besser

verstehen: ständig und immer wieder von neuem — zeitlebens »ewig« — ergibt sich für uns gleichermaßen ›Leben‹, das wir auf diese oder andere Art leben können. Im gewissen Sinne formuliert N. mit diesem Verständnis von ›Ewigkeit‹ auf ironische Weise die Rede von der ›Unsterblichkeit‹ um: ein immer wieder von neuem erlebtes und bedachtsam bejahtes Überleben unaufhörlichen Ersterbens. — Auch in diesem Punkt bin ich dem Autor *der Geburt der Tragödie* nicht so fern, wie man leichtherdigen annehmen könnte und wie vielleicht sogar er selber angenommen hätte! Ich würde nur umgekehrt sagen: Im Mittelpunkt einer Lebensphilosophie steht *die endlose Tragödie der Geburt*. Die Meinung, dass die Philosophie die Kunst des Sterbens sei, erfasst nur die halbe Wahrheit von dem, worum es mir dabei geht. Denn zuletzt gilt dies nur vor dem Hintergrund des Versuchs einer philosophischen Lebenskunst, immer wieder zu erfragen und zu wissen, was zu tun ist und was klugerweise ungetan zu bleiben hat bzw. als Option vergehen kann, um so gut wie möglich zu leben...“

Plötzlich schellte die Eingangsklingel; E. stand auf und ging zur Tür, während H. mit eigenartig aufgesetzter Lockerheit zu reden begann:

„Ich finde in N.s Leben und auch an seinem Tod liegt etwas Beispielhaftes. Denn aus dem, was wir erzählt bekommen haben, sehe ich vor allem den Menschen N., das Individuum, das sich durch seine enorm hohen Ansprüche und den von ihm selber überhöhten Ideal der Freundschaft letztlich unerreichbare Hindernisse schuf, die ihm gar keine andere Wahl ließen, als zu scheitern...“

C. warf ein: „...ewig zu ersterben! Denn meinerwegen kann man stärker die Geburtlichkeit und ewige Zurweltkommen des einzelnen Menschen betonen. Wiewohl: bei jeder erwählten Lebensmöglichkeit lässt man zwangsläufig andere Optionen sterben.“

„Das ist schon richtig“, erwiderte M., „aber du siehst: dann geht es nicht mehr darum, den »einen« Tod zu sterben, der irgendwie am Ende »des« Lebens auf einen wartet, sondern darum, dass wir fortwährend ersterben, um zu leben. Dessen ungeachtet gibt es freilich die Trauer über den Verlust einer geliebten Person!“

S. wandte ein: „Das hört sich jetzt doch so an, als ob es dir um die alte (wie ich finde, ziemlich spirituelle) Weisheit ginge: Glaube von jedem Tag, dass

er der letzter sei. Dankbar empfan­de jeden Augenblick, die du nicht erhoffest zu erleben. — So habe ich dich vorhin nicht verstanden!?”

„Wieso?, ich sehe darin keinen Widerspruch, wenn ich sage, dass ich zu jeder Stunde bereit bin und die Ankunft des Todes mir keine Neuigkeit bringt, und gleichzeitig betone: Wer die Menschen sterben lehrte, würde sie leben lehren.“

Ein wenig verärgert, versuchte H. erneut ihren Gedanken aufzugreifen: „...also darf ich jetzt auch mal wieder zu Worte komme und meinen Gedanken zu N. zu Ende führen?! — N. ist doch der typische Philosoph: Schöne Werte lehren und große Ideale fordern, aber selber daran zugrunde zu gehen! Wie sagtest du vorhin, M.?”

Unwillig erwiderte M: „‘Wer immer zu den Gründen geht, geht einmal selbst zugrunde’.“

H. setzte fort: „Eben! Wäre N. in einem normalen Berufsleben gestanden, hätte er gar nicht die Zeit und das Bedürfnis gehabt, so intensive und beständige Freundschaften zu leben. Dann wäre er auch nicht so fordernd gewesen und hätte schließlich sein Umfeld nicht derart strapaziert und kritisiert. Er hätte sich, wie die meisten Menschen, mit eher lockeren und unverbindlichen Sozialkontakten begnügt. Solche »oberflächlichen« Beziehungen bieten immerhin gelegentliches Vergnügen und einen unkomplizierten Zeitvertreib. Und vor allem: sie verhindern ungute Einsamkeit, die einen wahnsinnig macht!“ Mit einer etwas gereizten Tonlage erwiderte M.: „Das ist so richtig, wie es auch falsch ist. Denn diese Auffassung mag in der Tat für viele zutreffen. Aber im Bezug auf N. und nicht zuletzt auch für meine Person, muss ich hier vehement widersprechen. Richtig ist daran einzig, dass ein hoher Anspruch an Freundschaft leicht in einen Gegensatz zu den existentiellen Zwängen und Zeitnöten eines normalen Arbeitslebens gerät. *D'accord*. Daraus sollte nun aber nicht die Schlussfolgerung gezogen werden, auf eine Kultur der Freundschaft zu verzichten sei vernünftig weil realistisch. Umgekehrt muss doch die Berufstätigkeit oder um mit N. zu sprechen. »die moderne, lärmende, Zeit-auskaufende, auf sich stolze, dumm-stolze Arbeitsamkeit« um- nämlich abgewertet werden. Alles andere heißt, wie ein Sklave leben. Was man nun wirklich von N. und der Geschichte unserer Beziehung lernen kann, ist doch gerade, dass wir dem Wert einer guten Freundschaft nicht ernst genug genommen haben und als

Folge viel zu leichtsinnig durch allerlei Dummheiten und unnötige Engherzigkeit verspielt haben.“

„Also, dazu möchte ich auch was sagen“, meldete E. sich zu Worte. „Wenn ich H. richtig verstanden habe, dann heißt das, dass wir alle am besten damit beraten wären, bloß unverbindliche und unbeständige Freundschaften zu wollen!! Aber weder ist jede Beziehung instrumentell noch muss sie dies sein, um in die Realität zu passen. Wobei ich mich frage, was hier ›Realität‹ heißt. Denn das zeigt nur eine große Schwierigkeit an: nämlich, dass der Art und Weise, wie wir über Freundschaft denken, immer und unvermeidlich subjektive Erfahrungen zu Grunde liegen. Und, mit Verlaub, du H. scheinst keine guten Freundschaftserfahrung gemacht zu haben.“ H. fuhr entrüstet auf: „Nun mal langsam und nicht persönlich werden!! Ich habe überhaupt keine Lust, mich von dir angreifen zu lassen! Fakt ist doch: die meisten Beziehungen, »Freundschaften« — das beste wäre, dieses Wort immer in Anführungszeichen zu setzen — Sozialkontakte sind, bei denen es letztlich nur darum geht, ungueter Leere und Langeweile zu entfliehen. Gerade in diesem rührigen Bereich alltäglicher Zwischenmenschlichkeit spielen sich doch die kleinen Grausamkeiten ab. Man muss sich schon gehörig die Ohren verstopfen, um das Donnerrollen dieser Schlacht nicht zu hören. Aber mal ehrlich, ihr Freunde der Wahrheit, wer heute über Freundschaft und persönliche Beziehungen redet, darf über die brutale Gleichgültigkeit und verantwortungslose Unverbindlichkeit, die zwischen solchen, die sich ›Freunde‹ nennen, nicht schweigen! Gute Freundschaft? Nein, beim besten Willen...“, H. spottete höhnisch, „... ich sehe nur Verlogenheit, Unredlichkeit, Selbstgerechtigkeit und eine Selbstsucht, die, wenn es hart auf hart kommt, noch nicht einmal so viel Stil bewahrt, wenigstens eine gewisse Freundlichkeit im Umgang mit den eigenen ›Freunden‹, an den Tag zu legen. Stattdessen purer Egoismus. Da, wo ihr Inseln der Glückseligkeit seht, oder besser: euch erträumt, kann ich nur vermimtes Grenzland oder Schönwetternachbarschaften erkennen!“ —

— Betretenes Schweigen machte sich unter den Anwesenden breit. Nach einer Weile begann S. als erster zu sprechen, bedacht ruhig, fast resignativ: „Okay, geschenkt! Tatsächlich kann man die Stilllosigkeit und unverantwortliche Gleichgültigkeit im persönlichen Umgang nicht drastisch genug ausmalen — bedauerlicherweise, wie ich finde. Eine schmerzliche

Wahrheit, die nur zum Preis einer Verhärtung zu unterdrücken ist. Ich denke, das Unbehagen in unserer Kultur ist auf die Verdrängung des Leidens an dieser zwischenmenschlichen Gleichgültigkeit zurückzuführen und weniger auf die Unterdrückung von sexuellen Trieben, wie manche meinen.“

C., sichtlich erregt, fiel S. ins Wort: „Warte mal mit deinen großen Thesen! Ich wollte noch kurz was nachfragen bei H. Dass die meisten Menschen schlecht sind, ist es das, was du gerade so wortreich anbringen wolltest? Wenn ja, dann schenke auch ich dir das und fühle mich nur bestätigt...“

Beiläufig murmelte S. selbstironisch vor sich hin: „Oh Freunde, es gibt keine guten Freunde!“

C. schien dies nicht mitbekommen zu haben und redete weiter: „...Deswegen vertrete ich ja die sonst so schnell verurteilte Meinung, dass Freundschaft eine Sache der Moral ist und nur zwischen Menschen mit Moral möglich ist und folglich, weil es den allermeisten wegen ihres grenzenlosen und unverschämten Scheinegoismus an eben dieser Moral mangelt, hinkt alles an halbherzigen Sozialkontakten!“, C. wurde lauter, „und doch gibt es gute Freundschaften!! Du, B., wehrst dich dagegen, dass wir nicht persönlich werden sollen. Aber, ich bitte dich, wie sollen wir denn sonst reden? Selbst wenn wahre Freundschaften nur alle paar Jahrhunderte vorkommen sollten, aus persönlicher Erfahrung weiß ich, dass gute Freundschaften möglich sind und was sie bedeuten! Auch du und N. sind doch wohl Beweis genug.“

„Sicherlich“, schaltete sich M. ein, „denn, auch wenn sie zugrunde ging, hatte sie doch über Jahre gehalten. Und sie hätte eben auch nicht zu Ende gehen müssen!...“ Mit skeptischen Gesichtsausdruck widersprach S.: „...ich weiß nicht!?!...“

„...Was heißt, du weißt nicht?“, erwiderte M. erbost.

— Aber C. sprach dazwischen, mit seinem Blick auf H. fixierend: „Mein Freund A. und ich wohnen seit einiger Zeit zusammen. Wir kaufen alles auf gemeinsame Kosten ein, unternehmen gemeinsame Reisen und auch sonst machen wir fast alles zusammen. Wenn ich Hilfe brauche, dann muss ich A. erst gar nicht groß bitten. Er merkt es auch sofort, wenn ich finanzielle Engpässe habe. Er unterstützt mich dann großzügig und kümmert sich von sich aus um die Verlagsangelegenheiten, weil er meint, das wäre besser für

mich, wenn er das übernimmt. In der wirklich harten Phase, als sich die Trennung zwischen meiner Frau und mir abzeichnete, war er immer für mich da...“

S. und E. sahen sich verwundert an. S. unterbrach C.: „Du hast dich scheiden lassen?? Letztens tratst du noch als großer Verfechter der Ehe auf! Und was ist mit eurer Tochter?“

„Das wollte ich in dem Augenblick sagen, als du mich unterbrachst —“, C. fasste S. vergnügt und lässig an den Arm, „aber deswegen nichts für ungut. Also, um deine Frage zu beantworten: Bereits damals, als M. die Feier gab, hatte die Beziehung zu meiner Frau fast ihren Nullpunkt erreicht. Nach einer ziemlich unschönen Phase sah ich keine andere Wahl mehr, als die Trennung. Seitdem lebt T. mit mir und A. hat sich großartig um sie gekümmert. Er ist eine phantastische Ersatzmutter! Er hat für T. sogar einen Freund gefunden. Es ist wahr, was du sagst, S., Ehen sind keineswegs der Weisheit letzter Schluss! Zumindest bin ich von der Vorstellung geheilt, das Eheleben sei der einzig denkbare und zuverlässige Grundstütze des geglückten Privatlebens. Insofern würde ich jetzt F.s Standpunkt zustimmen, dass das traditionelle Familienleben durch Freundschaftsverhältnisse ersetzt werden müsste. A., T. und ich haben sogar überlegt, ob wir in den »Hof« ziehen.“ E. grinste zufrieden. „Aber mittlerweile sind ja schon alle Wohnungen vergeben! Ja, S., wie du siehst, bist du bald der einzige, der sich noch nicht hat scheiden lassen!“

S. winkte ungeduldig ab. „Lassen wir das Thema. Zumal es so nicht stimmt. Ich bin schon einmal geschieden und X. als »meine Frau« zu bezeichnen, würde das Selbstverständnis unserer Beziehung doch entschieden verfehlen. Sie ist, um dich diesbezüglich zu beruhigen, wirklich meine *beste Freundin*. Das bringt mich zu dem Punkt zurück, auf den ich vorhin schon zu sprechen kommen wollte. Denn die — um es gelinde zu sagen — starke Skepsis, zu deren Fürsprecherin du dich, H., ja gemacht hast, scheint mir an einem entscheidenden Punkt falsch. Einerseits leugnet offenbar keiner von uns die Vorherrschaft unverbindlicher Beziehungen in Form von angenehmen oder nützlichen Zweckfreundschaften. Aber was haben wir mit der Feststellung, dass es so ist, gewonnen? Darüber hinaus stellt sich doch gerade die Frage: wollen wir das alles so? Will ich so und ewig so leben? Der eigentliche Punkt also ist, dass wir diese trübselige Wahrheit und trostlose Realität

nicht wie eine Naturgegebenheit hinnehmen müssen, sondern sie verändern können. Es gibt wenige Dinge im Leben, die so in unserer Macht liegen, wie die Gestaltung persönlicher Beziehungen. Andererseits gehst du, C., mir wiederum zu weit in das andere Extrem. Wir sind schon bei M.s Fest darauf gestoßen: das Kultivieren guter Freundschaften ist nicht eigentlich Sache der »Morak«. Das legt nur fälschlicherweise nahe, es würde sich dabei um ein allgemeines Tugendgebot handeln, dem wir zu gehorchen, verpflichtet sind. Das trifft die Sache aber ganz und gar nicht. Worauf es ankommt, ist vielmehr die Einsicht, dass gute Freundschaften im Unterschied zu Zweckkontakten einen ganz anderen Grad und eine ganz andere Qualität der Lust, der Lebensfülle und Selbsterfahrung ermöglichen. Und diese Lebensqualität und diesen Reichtum für sich *zu wollen*, macht, wie ich denke, allererst begreiflich, warum wir ein wohlverstandenes Eigeninteresse an einem beständigen und verbindlichen Freundsein haben können. Es kommt hier also nicht auf eine allgemeine Moralpflicht an, sondern einzig und allein auf die ethische Sorge um sich selbst (als Freund) und auf den entschiedenen Willen zum Guten, gut zu leben. Dies macht einen Sachverhalt deutlich, die mir sehr wichtig ist, nämlich dass man das Gute (z.B. in Form guter Freundschaften) kennen und wollen muss! Und anscheinend, aus welchen Gründen auch immer, kennt und will es nicht jeder!! Vielmehr trennen sich hier die Geister...“

H. schüttelte verständnislos den Kopf, worauf S. nachschob:

„...oder sagen wir besser: hier trennen sich das ethische Subjekt von den vielen anderen, der Philosoph vom Allermenschen. Wie auch immer. Ich denke, es ist klar geworden, was ich sagen wollte, oder nicht H.?“

„Nicht richtig oder vielmehr, es überzeugt mich nicht. Was du sagst, läuft auf einen extremen Idealismus hinaus.“

„Nein, ein Idealismus wahrlich nicht! Dann hätten wir uns ganz missverstanden. (S. lehnte sich entspannt zurück.) Ich stimme dir doch darin zu, dass in unserer Gesellschaft soziale Unverbindlichkeit und Zweckdenken vorherrschen und alles darauf eingerichtet ist. Man kann mir höchstens einen Voluntarismus vorwerfen. Bitteschön! Denn es stimmt, dass jeder für sich entscheiden muss, was er oder sie will und, dass man das Gute, in diesem Fall, gute Freundschaften wollen muss, wenn es sein sollen. Aber leider reicht hier noch nicht einmal der ›freie Wille‹. Denn wir müssen

nicht nur Beständigkeit und Verlässlichkeit wollen — wie billig! —, sondern auch Leute haben, die wir uns als gute Freunde wünschen. Aber, bitte lass mich das noch kurz zu Ende sagen... (M. wippte ungeduldig mit dem Kopf) ...selbst dann, wenn wir solche hätten, gelingt allein aufgrund des eigenen Wollens und Mögens des Anderen noch lange keine gute Freundschaft! Sie ist eben nicht einfach eine bloße Sache des Gefühls und der Innerlichkeit der Liebe oder des guten Willens. Dies macht nur einen, wenn auch einen unbestreitbar wichtigen Teil des Ganzen aus. Aber ihre erforderliche Beständigkeit und Verbindlichkeit verlangt Praxis. Das Freundsein ist eine Sache des Tuns und Lassens. Gutsein als Freund bedeutet, freundschaftlich tätig sein, und das heißt: im Umgang mit dem anderen beständig und verbindlich sein.“

Nun kam endlich M. zu Worte: „Puh, das war ja eine ganze Rede, ein Monolog! Als du vom Voluntarismus sprachst, wollte ich einwenden, was du nun zum Schluss aber selber getan hast. Insofern bin ich doch erstaunt, wie du mit dem Problem des »freien Willens« und seinen großen Bruder, den »guten Willen«, umgehst: du denkst den Willen nicht vom Kopf aus, sondern von der Praxis. So ganz habe ich deine kompliziert klingenden Gedanken aber, glaube ich, noch nicht verstanden.“

Während S. sich ein volles Glas Wein einschenkte und allen anderen nachschenkte, sprach E.:

„Wieso kompliziert? Was verstehst du denn daran nicht? Wir haben gesagt — was ja eine Erfahrungstatsache ist —, dass Freundschaften selbstzwecklich sein können in zweierlei, nur analytisch zu trennenden Hinsichten. Einmal, insofern es den Beteiligten um ihr Selbst (als Freund), um ihre Person geht. Gute Freunde sind sich in diesem Sinne nicht Mittel, sondern Zwecke an sich selbst, um eine einschlägige Formulierung aufzugreifen. Zum anderen geht es den Beteiligten (deshalb) um das Bestehen, das kontinuierliche Zustandekommen und Andauern, ihrer Beziehung in der Zeit, also um ihre Beständigkeit. Einesteils. Andernteils geht es um ihre praktische Verbindlichkeit. Wobei dies sowohl das Wohl- und Lustgefühl gemeinsamer Verbundenheit meint, als auch das spezifisch freundschaftliche Verhalten betrifft, das »verbindet«, ihre Bindung gewährleistet. Allein dadurch, dass die beteiligten Freunde sich in der Praxis ihres Tuns und Lassens einander gegenüber verbindlich und beständig verhalten, gestalten

sie ihre Beziehung um ihrer selbst willen. So meinst du das doch auch, oder?“

Zur Bestätigung nickte S. heftig: „Absolut! Denn daraus kann man erkennen, dass das Gutsein einer Freundschaft von dem Grad ihrer glückenden Praxis abhängt. Auch zeigt sich, wie sehr die Erreichbarkeit des Guten in der Macht der Beteiligten liegt. Und das scheint mir ein ganz zentraler Punkt zu sein. Die einzelnen analytischen Bestimmungsmomente des Freundseins, also Freiheit, Selbstbestimmung, Gleichheit, Selbstzwecklichkeit, Lust und Glück machen ihr Wertvolles als ein höchstes Gut verständlich. Gleichzeitig handelt es sich dabei um eine Lebenspraxis. Deswegen hat die Rede vom Gutsein, in diesem Sinne dem Gutleben, hier ganz konkret mit dem tatsächlich guten Gelingen, d.h. beständig und verbindlich zu sein, oder dem Misslingen, d.h. unbeständig und unverbindlich zu sein, einer betreffenden Beziehung zu tun und bemißt sich an ihrer praxisch bewirkten Gestalt als dem Maß ihrer gelebten (gestalteten) Wirklichkeit.“

H. sah M. ein wenig hilflos und Rat suchend an: „Mein lieber S., ich glaube, du überforderst gerade einige von uns. Denn es erscheint durchaus nicht selbstverständlich, so viel in diesen einen, ohnehin überfrachteten Begriff des ›Guten‹ zu stecken.“

M. und C. hefteten ihre aufmerksamen Blicke auf S.; der antwortete lässig: „Eigentlich ist das, was hier zur Sprache kommt, ein recht einfacher Sachverhalt. Um aber nahe liegenden Missverständnissen gleich zu begegnen, möchte ich noch mal betonen, dass die Rede vom Gutsein einer Freundschaft nicht auf eine abstrakte Idee »des Guten« abzielt, denn es lässt sich kein Urmodell ›der‹ guten Freundschaft behaupten. Zumal dies fälschlicherweise ein moralisches Verständnis vom Guten nahe legte. Aber Freundschaft ist eine Sache der Praxis und deswegen resultieren das Glück und die Güte einer Freundschaft daraus, dass die Beteiligten als Freunde selbst beständig und verbindlich tätig sind. Und sind sie dies, gegenseitig ausgeglichen und einverstanden, erleben sie sich einander als gute Freunde. Eine philosophische Erörterung der guten Freundschaft bzw. de, guten Freundsein läuft deshalb notwendigerweise auf eine Praxologie des Freundens hinaus.“

„Hm, das leuchtet mir schon ein“, gab H. nachdenklich von sich, „wenn wir wollen, dass eine Freundschaft beständig, vom Gefühl der Verbundenheit getragen ist und sich durch ein wirklich verlässliches Verhalten auszeichnet, dann lässt sich das durch nichts anderes verwirklichen, als einem entsprechenden Tätigsein. Ziemlich trivial. Allerdings, und darauf scheinst du es abzusehen, heißt das im Rückschluss mit Bezug auf die ›selbstverständliche‹ Unverbindlichkeit der meisten Beziehungen, dass sie in einem ganz unpathetisch-pragmatischen Sinne schlecht sind. Sie hinken, wie C. das treffend nannte, weil sie eben besser sein könnten!“

C. nickte kennerhaft, während E., der gerade mit dem Dessert aus der Küche kam, rief:

„Allerdings sollte man sich vor Augen führen, dass Zweckfreundschaften hinken, nicht weil sie etwa in einem moralischen Sinne schlecht wären, sondern weil sie in einem praktischen Sinne etwas halbes“, (demonstrativ halbierte er dabei den Pudding), „und unvollkommenes sind...“

H. fuhr ihm ins Wort: „...aber das sagte ich doch gerade!“

Kommentierend brachte S. ein: „Daraus folgt: Jeder, der ein guter Freund sein will, vermag dies durch entsprechende Praxis, wie wir gute Musiker und Sportler werden können, wenn wir uns entsprechend darin üben.“

E. runzelte mit der Stirn, „nicht ganz, wie ich denke. Man sollte das mit der Praxis nicht überstrapazieren, so richtig es auch ist. Denn Freundschaften sind ja nicht nur das gemeinsame Tun von diesen oder jenen Aktivitäten. Der persönliche Umgang mit anderen ist janusköpfig, doppelbödig. Denn nur durch das Zusammensein mit anderen befriedigen wir soziale Bedürfnisse, die in der Unlust des Alleinseins und der Angst vor Verlassenheit, Leere, Mangel an Anerkennung und Selbsterkenntnis bloß extrem zu Tage treten. Insofern tun wir immer etwas mit anderen und gleichzeitig genügen wir dabei, wie bewusst oder beiläufig auch immer, sozialen Bedürfnissen. Nun ist dieser Bedarf an persönlichem Umgang ähnlich akut, wie der Nahrungsbedarf“, in dem Moment fragte er in die Runde: „wer will Pudding?“, und setzte seine Rede fort, „die Notwendigkeit der Befriedigung dieser Bedürfnisse stellt sich immer wieder von neuem, tagtäglich und zeitlebens. Die mögliche Gefahr ungueter Einsamkeit und unlustvoller Beziehungslosigkeit als Formen eines unbefriedigten Soziallebens lässt sich aber mit unbeständigen und unverbindlichen Beziehungen eben nur unzu-

verlässig und ungenügend, notdürftig, abwenden. Solche Beziehungsverhältnisse erlauben nur zu einem geringen Grad den möglichen Lebensreichtum auszuschöpfen, der in seiner ganzen Fülle einzig durch gute Freundschaften erreichbar ist. — Noch jemand von diesem delikaten Pudding? — Also, genauer betrachtet, betrifft das Schlechte bloß nützlicher oder angenehmer Zweckfreundschaften ihre ungenügende, *ärmliche* Bedürfnisbefriedigung. Und bezogen auf das Bedürfnis seelischen Wohlergehens besagt dies, dass oberflächliche Sozialbeziehungen *armselig* sind. Im Übrigen spiele ich keineswegs mit Worten, sondern wähle sie hier mit Bedacht...“

„...wenn ich dich kurz unterbrechen darf“, kam es von M., „N. führte aber die ursprüngliche Wortbedeutung von »schlecht« auf »schlicht« zurück.“

„Nein, das trifft nicht den Punkt, auf den es mir hier ankommt. Denn, worum es mir geht, ist die Erkenntnis, dass auch Zweckfreundschaften eine gewisse Befriedigung persönlicher Bedürfnisse gewährleisten. Aber — und das ist es, was ich eigentlich sagen will: wegen ihrer Unbeständigkeit und Unverbindlichkeit bleibt die Qualität dieser Art der Befriedigung sozialer Bedürfnisse notwendig mangelhaft...“

„...Darf ich hier kurz einhaken?“, fragte S. rhetorisch. „Ich bin mir nicht sicher, ob ich dich richtig verstanden habe. Du sagst: einerseits unternehmen Zweckfreunde diese oder jene Aktivitäten miteinander, aber *gleichzeitig* befriedigen sie dabei auch soziale Bedürfnisse. Über diesen Zusammenhang müssen sie sich jedoch nicht eigens klar sein. Denn der Beweggrund dieser Beziehungen sind die betreffenden und beliebigen Aktivitäten, auf die die Beteiligten gelegentlich Lust haben und die sie lieber mit Anderen zusammen machen als alleine. Ist das soweit richtig?“

„Ja, das stimmt“, bestätigte E. ein wenig schülerhaft; S. sprach weiter:

„Das scheint mir in Tat und Wahrheit eine sehr wichtige Beobachtung zu sein, die der allgemeinen Unwissenheit über diese Zusammenhänge entgegensteht! Denn offenbar muss zwischen der Lust, die mit der jeweiligen beliebigen Aktivität verbunden ist, von der Lust unterscheiden, die sich aus der Befriedigung sozialer Bedürfnisse ergibt. Wenn ich dich richtig verstanden habe, ergibt sich daraus folgende Konsequenz: Besteht ein Sozialleben insgesamt nur aus solchen Zweckbeziehungen, dann kann

die Befriedigung sozialer Bedürfnisse folglich auch nur mangelhaft und armselig sein!“

Sichtlich erfreut über diese verständige Wiedergabe seiner Gedanken, setzte E. selbstsicher fort: „Ja genau!, und diese Armut rührt von einem Mangel an persönlicher Ethik her. Wie wir gesehen haben, erfordert die Verwirklichung guter Freundschaftsverhältnisse und ein dergestalt gutes und lustvolles Sozialleben unser eigenes Tätigsein. Im Zusammenhang von persönlichen Beziehungen hängt es also von einem selbst ab, ob man arm oder reich lebt. Wir reden selbstverständlich über eine ganz und gar andere Form und Ursache menschlicher Armut als derjenigen, die durch ungerechte Verteilung von Geld und Besitz Verelendung verursacht. Das letzte Wort hat hier nicht der Kapitalismus, sondern die Ethik des Einzelnen!“

B. stöhnte: „Puh!“

C. lächelte: „Und mir wird vorgeworfen, ich würde Freundschaft moralisieren!! Das Schlechte und Elende unverbindlicher Freundschaften sei ihre Ärmlichkeit!! Das hört sich in meinen Ohren ziemlich moralisch an.“

„Sicher“, regte sich E. plötzlich auf, „das mag sich so anhören, ist aber wirklich anders gemeint! Das siehst du doch auch so, S. Du sprachst vorhin von der Selbstmächtigkeit. Das ist auch absolut richtig: im persönlichen Lebensbereich liegt Armut und Reichtum, schlecht oder gut zu leben in unserer Macht!“

S. antwortete zögerlich: „Nun... ich denke, die Zusammenhänge, die du auch begrifflich herzustellen versuchst, treffen die Sache. Mir gefällt deine Begrifflichkeit durchaus. Zumal nicht jede philosophische Begriffsschöpfung auch eine sophistische Wortspielerei ist! Vielmehr dienen Begriffe, die sich nicht auf Gegenstände beziehen, als Denkmittel. Denn wir denken nun mal in der Sprache und begreifen uns selbst und die Welt sprachlich. — Allerdings würde ich an dieser Stelle weniger von einem armen bzw. reichen Sozialleben sprechen. Du hast vorhin auch den Begriff Armseligkeit gebraucht. Ich finde ihn viel zutreffender, gerade weil er hier den sachlichen Zusammenhang zur Glückseligkeit sprachlich erkennen lässt. Nicht Reichtum, sondern Glückseligkeit, *eudaimonia*, als die andauernde Zufriedenheit eines verlässlichen seelischen Wohlergehens liegt

in der eigenen Macht, weil sie sich aus der Praxis beständiger und verbindlicher Freundschaften ergibt und auf der Gunst befreundeter Anderer beruht. Aber es stimmt schon: diese Begriffe sind ungewohnt und deswegen leicht irritierend.“

E. holte tief Luft und hob an: „— Ethik ist eine Geschmacksfrage. Jeder entscheidet für sich, wenn auch nicht über Gleichwertiges. Aber ich kann entschiedener Maßen gute Freundschaften wollen und nebenbei auch noch lockere, auf bestimmte Aktivitäten beschränkte Beziehungen zu anderen haben. Das schließt sich ja nicht aus. Die eigentliche Frage, zumindest für einen hedonistischen Philosophen, ist jedoch: wie lässt sich gut leben? Die Frage nach dem Guten zielt dabei auf nachhaltige Lebenslust und die *eudaimonia*: etwas ganz und gar Lebenspraktisches. Von dieser aufs eigene Wohlleben bedachten Lust geht der Wunsch und das Eigeninteresse aus, viele gute Freunde zu haben. Auf ein Sozialleben, das bestenfalls aus Zweckbeziehungen besteht, habe ich einfach keine Lust und finde sie wegen ihrer hinkenden Halbheiten und Halbherzigkeiten auch stillos und abgeschmackt, notdürftig und ärmlich...“, mit heftigem Kopfschütteln drückte E. seine Unlust aus.

Jetzt schaltete sich S. erneut ein: „Wenn du persönliche Ethik zu einer Frage des Geschmacks machst, gehst du mir entschieden zu weit. Da kann man sich leicht im Geschmäckerischen verfangen. Denn, ich vermute, du willst damit nicht auf einen Relativismus des Guten hinaus, was eben aber so klang. Vielmehr spielst du damit sicher auf etwas viel Tiefsinnigeres an. Denn, worum es letztlich geht, ist die Wertsetzung, was jemand als Wert für sich erachtet. Zu dieser Wertsetzung aber bedarf es eines entsprechenden Wissens. Denn, ich muss ja wissen, was den Wert einer Sache ausmacht bzw. worin ihre eigene Wertigkeit oder Qualität liegt. Und es kann eben sein, dass einem dieses Wissen fehlt und man deshalb den Wert einer Sache verkennt und das eigene Wissen so gesehen ungenügend oder sogar falsch sein kann. So erkläre ich mir übrigens die Unverbindlichkeit der meisten Freundschaften: Anscheinend wissen die meisten nichts von dem realisierbaren Wert guten Freundseins. Denn würden sie von diesem hohen Wert wissen, wäre es kaum verständlich, warum sie nicht danach lebten, sondern wissentlich nach dem weniger Guten und Schlechten strebten!? Man muss also das Gute wissen, um es wollen zu können. Das muss zu

dem, was wir über das Wollen des Guten der Freundschaft besprochen haben, ergänzt werden. Und aus diesem Grunde ist die Frage nach dem guten Leben und der Glückseligkeit untrennbar mit der Notwendigkeit des Wissens und der Erkenntnis verbunden.“

S. warf dabei einen Blick auf M., der im gleichen Moment zu reden anhub: „Siehst du, das meinte ich vorhin, als ich sagte, N. hätte dir Kopflastigkeit und theoretischen Idealismus vorgeworfen. Denn bei dir hört sich das so an, als ob alles vom Wissen abhinge. Aber na selbstverständlich kann man wider besseren Wissen leben und handeln. Die meisten Menschen bewegen sich in Selbsttäuschungen, unhinterfragten Selbstverständlichkeiten und in irgendwie zurechtgelegten Lebenslügen zumal. Das Leben der Menschen ist eben nicht logisch, sondern widersprüchlich und nicht bewusst, sondern von Unbewusstem bestimmt. Mal abgesehen davon, wissen selbst Kinder, dass gute Freunde Glück bedeuten. Am Wissen kann's also nicht liegen, wenn die Leute sich mit einem ärmlichen Sozialleben begnügen.“

S. setzte sein Weinglas ab und schmunzelte in seinen Dreitagebart hinein: „Wissen ist Macht, weißte nichts macht auch nichts —. Also mal ehrlich, ich verstehe deine Aufregung nicht, M. Zumal ich mir von N. nur schwer vorstellen kann, dass er den Sachverhalt, dass einer das weniger Gute dem Besseren und Lustvolleren, die Armut dem Reichtum vorzieht, auf etwas anders zurückführen würde, als auf Unwissenheit *in physiologicis*. — Im Zusammenhang mit existentiellen Lebensfragen, wie z.B. dem potentiellen Glück guter Freundschaften, ist Wissen nicht etwas, das das Wissenssubjekt unberührt lässt. Denn es handelt sich dabei um keine rein theoretischen Erkenntnisfragen, die nichts mit dem eigenen Leben zu tun haben. Insofern hängt die Notwendigkeit, zu wissen, was gut ist, mit der lebensphilosophischen Einsicht in die unzertrennliche Einheit von Gedanken und Gefühlen, Denken und Leben, Wissen und Existenz zusammen...“

E. unterbrach S. und fügte belehrend hinzu: „...deswegen ist die philosophische Lebenskunst ebenso eine Sache des praktischen Könnens wie des Wissens.“

Grollend verstummte S. einen Moment lang und setzte erneut an: „Aber — und in diesem Punkt würde ich M. und N. durchaus recht geben — zu wissen, was das Gute ist, heißt leider noch nicht, dies auch zu tun zu wissen. Dieser Umstand wird ja im Kontext der Freundschaft besonders

deutlich. Es reicht nicht aus, zu wissen, dass beständige und verbindliche Beziehungen für uns gut sind. Wir müssen auch wissen, was zu tun ist, um ein guter Freund zu sein. Ohne dieses praktische Wissen vermögen wir gar nicht, uns freundschaftlich zu verhalten. Deshalb sage ich, Gutsein hängt unzertrennlich mit Wissen zusammen. Das Gutsein seiner Selbst als tätiger Freund verlangt das praxische Wissen derjenigen spezifisch freundschaftlich wirkenden Denk- und Verhaltensweisen, die die Beständigkeit und Verbindlichkeit des gemeinsamen Umgangs gewährleisten.“

„Na, wunderbar!!“, rief H. überdrüssig, fast aggressiv, aus, „jetzt können wir vielleicht diese abstrakten Erörterungen beenden und endlich mal etwas konkreter werden!! — Ah E., sagtest du nicht, es gäbe zum krönenden Abschluss der Tafel Espresso und Grappa? — Ich wollte vorhin schon fragen, was denn eine Praxologie des Freundens sein soll, von der du, S., vorhin beiläufig sprachst?“

„Ojemine“, winkte S. unwillig ab, „da kann man Bücher drüber schreiben! Was fragst du mich! Ich weiß nicht...“

M. lachte laut auf: „S. weiß, dass er nichts weiß. Na bravo!“

Außer S lachten nun alle; M. fügte spaßend hinzu:

„Wir sollten einmal bei Gelegenheit über das Unlogische als Moment der Vernunft reden, was meint ihr — —?“

Nun lachte auch S. laut auf. Nachdem sich das allgemeine Gelächter wieder gelegt hatte, sprach M. amüsiert weiter:

„Übrigens S., es ist wirklich unglaublich, aber du lachst wie N.! Eine solche Ähnlichkeit kenne ich eigentlich nur noch zwischen N. und F.: das Lachen als eine Tat; ein »verrücktes Lachen«, bei dem gleichsam die Möglichkeit des Selbstverlusts aufbricht. Die Plötzlichkeit eines ausbrechenden Lachens, das aus einer abgründigen Wahrheit heraus über sich selbst lacht und sich über die Widersprüche von Selbst und Welt ausschüttet. Allerdings entzündete es sich bei F. mehr an ihrem intellektuellen Vergnügen an der komischen Ordnung der Dinge, während sich N. mit witziger Ironie und einer Meisterschaft des Aperçus über die lächerliche Logik der Dinge lustig machte. Ganz ernsthaft wollte N. das Lachen lehren. Er hat immer gesagt, Lachen ist eine Kunst und mit mir hätte er zu lachen gelernt: Die Kunst, das Tragische des Lebensgeschicks zu bejahen, und die Bedrohlichkeit von solchen Lebenssituationen, deren gewünschte Änderung nicht in der

eigenen Macht liegt, durch ein erheiterndes Lachen zu bewältigen, zu überwältigen...“, M. griff wehmütig zu seinem Glas. Dabei sah er E. seelenruhig vor sich hinlächeln und plötzlich fügte mit heitere Stimme hinzu, „... à propos Lachen und Zähne zeigen, dazu fällt mir ein: vor allem die Gespräche mit N. habe ich immer als einen unermesslichen Wert unserer Freundschaft erfahren. Das Gespräch ist ja nicht nur die fruchtbarste und natürlichste Übung unseres Geistes. Es ist auch erquicklicher als jede andere Beschäftigung des Lebens und eigentlicher Ort des Lachens. Der unendliche Schatz einer Welt, den sich Freunde schenken. — Ich könnte stundenlang über all die Aspekte dieses Wunderwerks menschlicher Vernunft reden...“

„... ich glaube, das können wir uns sparen“, nuschelte H. vorsichtig vor sich hin.

„Ist ja gut! Ich wollte ja nur hervorheben, dass das Gespräch, das Miteinanderreden und Sich austauschen, die Verständigung über sich und die Welt, eine der Tätigkeiten ausmacht, die speziell zwischen Freunden ausgeübt wird und sich gerade in dieser Hinsicht der freundschaftliche Umgang als Quelle wahrer Lebensfreude auszeichnet.“

H. legte ihre Hand auf M.s Schulter: „Entschuldigung, ich wollte dir nicht über den Mund fahren. Man weiß ja, wie stark einsame und alleinstehende Menschen oder solche, die aus welchen Gründen auch immer nur wenige Bezugspersonen haben, besonders stark an einem unbefriedigten Mitteilungsbedürfnis leiden! Sie haben einen manifesten Bedarf, »mit anderen zu reden« und erfahren den Mangel an Austausch als Unlust. — Aber meine Frage nach der Praxologie des Freundens zielte eigentlich auf etwas anderes, um darauf noch mal zurückzukommen. Denn mir scheint es eine Sache zu sein, was Freunde miteinander tun. Das kann aber, wie jeder zugeben wird, in jeder Freundschaft etwas ganz verschiedenes sein. Freundschaften bilden ja auch eigene Gewohnheiten aus...“

E. sprang H. ins Wort: „Richtig, deswegen kommt man bei der Frage, was freundschaftliches Verhalten ist, so nicht weiter. Denn darüber, was Freunde gemeinsam tun, muss bezogen auf jede gegebene Freundschaft einzeln geredet werden. Und da eben jede Freundschaft anders und verschieden ist, könnte eine allgemeine Betrachtung nicht mehr leisten als die unzählig vielen verschiedenen Freundschaften mit ihren jeweiligen,

ihrerseits wechselhaften Besonderheiten zu beschreiben. Vielleicht lässt sich aber dennoch sagen, dass sie mindestens eines gemeinsam haben, nämlich die schlichte Tatsache des Gesprächs! Denn dies lässt sich ohne Zweifel und Ausnahme über alle Freundschaften allgemein aussagen. Ich würde sogar noch einen Schritt weitergehen und sagen, dass das Feiern zu einer Kultur der Freundschaft gehört, gewissermaßen als außergewöhnlicher Höhepunkt eines gewöhnlich guten Gelingens, Glückens.“

M. nickte zustimmend mit seinem Kopf, während H. seine Stirn runzelte und ein wenig zögerlich zu sprechen begann:

„Also, klar erscheint mir: es ist ein Merkmal der Freundschaft, dass Freunde alles Mögliche gemeinsam tun und dies ein Gutteil ihres Reizes, oder nenne es ihren Reichtum, ausmacht. Dass Freunde dieses oder jenes zusammen unternehmen, deckt sich indes nicht mit der Frage, was freundschaftliches Verhalten ist. Das aber interessiert mich! Denn dabei geht es doch darum, wie Freunde sich verhalten müssen, damit ihre Freundschaft gut ist, also beständig und verbindlich gelingt? So zumindest habe ich dich verstanden, S.!“

Er signalisierte seine Zustimmung, ließ aber C. das Wort: „Also H., um auf deine Frage eine Antwort zu versuchen, würde ich sagen: freundschaftliches Verhalten betrifft zum einen sicherlich die Freigebigkeit. Denn nur die sind freundschaftlich, die reich und verschwenderisch genug geben, statt engherzig darauf bedacht zu sein, ja nicht mehr zu tun als zu bekommen; die nicht besorgt sind, dass etwas verloren geht oder etwas auf die Erde fließt oder dass mehr als billig dem Freund zugewendet würde. Als Freund muss man gerne (dieses oder jenes und sich selbst) geben wollen und ohne Berechnung auf Gegenleistung. Das ist also ein Grundzug tätigen Freundseins. Gleichzeitig gelingt eine Freundschaft ja nur, sofern diese Freigebigkeit wechselseitig und ausgeglichen ist. Von daher gibt einer dem anderen und nimmt einer vom anderen im Gegenzug. Aber gleichwohl gibt man nicht in der Erwartung, Gleiches zurück zu kommen. Wer so denkt, rechnet und gibt nicht gerne. In diesem Fall würde man nicht ernstlich von einer guten Freundschaft sprechen. Hinsichtlich der notwendigen und wohlwollenden Gegenseitigkeit beruht also das gute Gelingen einer Freundschaft auf dem Zusammenspiel eines Gebens und Nehmens. Und weil die Gegenseitigkeit unter guten Freunden ausgeglichen sein wird, und

dies bei allem und fortgesetzt, beweisen wir unser gemeinsames Freundsein im Teilen.“

Mit größter Begeisterung griff S. ein: „Die freundschaftlichen Grundverhaltensweisen des großherzigen Gebens, dankbaren Nehmens, des ausgleichenden Teilens, der gerechten Gegenseitigkeit haben offenbar eines gemeinsam: dass sich in ihnen ein werbendes Verhalten kundtut! Einer wirbt um den anderen, darum, dass der andere einen so, wie man ist und sich ihm gegenüber gibt, mag und gerne mit einem zusammen ist...“

„...also füreinander das Gefühl der Liebe empfindet?“, unterbrach H. kommentierend.

„...ja und nein, ehrlich gesagt. Denn mir scheint es in diesem Zusammenhang wichtig, dass es um das tatsächliche Beziehungsverhalten geht und nicht nur um die Innerlichkeit von Empfindungen. Denn dieses tätige einander Umwerben macht die Erotik der Freundschaft aus, denn dadurch lassen Freunde gegenseitig sich Selbst sein und stimmen der Beziehung zu. Insofern bedeutet das Tätigsein als Freund: dem Freund um dessen Selbst willen wohl zu tun. Beim einander Umwerben handelt sich also um ein praktisch erforderliches Grundverhalten und nicht um ein launisches Aufflackern von Gefühlen der Verliebtheit oder um die unergründlichen Tiefen einer vom realen Verhalten gänzlich unberührten Zuneigung. Deshalb, meine ich, geht die Erotik vom Freundenden, dem ›Liebhaber‹, und nicht vom Gefreundeten, dem ›Geliebten‹, aus. Mir scheint das auch der Grund zu sein, warum freundschaftliches Verhalten Lust bereitet und tut der Freund dem Freund wohl. — Nichts anderes behaupte ich zu verstehen, als diese Erotik.“

Alle lachten und E. umarmte seinen Freund:

„Das ist wohl wahr. So geschickt und leichtfüßig, wie du Andere in ein Gespräch ziehst und dich so mit ihnen anfreundest! — Was macht eigentlich dein junger Freund, mit dem du die ganze Zeit zusammen bist? Warum hast du ihn nicht mitgebracht?“

S. antwortete spitzbübisch: „Was soll denn das heißen?! Er ist anhänglich, nicht ich. — Ansonsten hast du recht: Er ist im Rahmen einer politischen Aktion für längere Zeit nach Sizilien verreist. Seine politischen Theorien gefallen mir übrigens gar nicht. Denn er vertritt eine undemokratische Vorstellung von »Großer Politik«, wie N. — das war doch sein Begriff,

wenn ich das richtig verstanden habe? (M. nickte.) Er ist auch ein ebenso talentierter Dichterphilosoph, nur hört er dies nicht gerne...“ — „...im Unterschied zu N.!“, ergänzt M. nun. In einem abfälligen Ton fügte S. hinzu: „Jedenfalls scheint mir ziemlich sicher, dass auch er sich einen Namen machen wird!“

„Mag sein, fragt sich nur welchen“, wiegelte E. fast neidisch ab, „ansonsten ist er ein typischer Bohème aus reichem Hause, elitär, arrogant und Kunst verachtend. Aber anscheinend kann man gut mit ihm diskutieren, so viel wie du mit ihm in der letzten Zeit zusammen bist. Wobei ich mich oft gefragt habe, warum man dich, S., fast nie über das elementare Zusammenspiel zwischen Erotik und Dialog, als die vielleicht zentralsten Bestandteile einer Praxis der Freundschaft, reden hört?“

S. sah ihn verwundert und mit starren Augen an, während sich C. zu Wort meldete:

„Wenn ich mich hier mal einhaken darf: Als ein freundschaftliches Verhalten ist Gesprächigkeit bloß eine andere, gewissermaßen die geistige Art von Umgänglichkeit. — Aber was ist über das erforderliche Wohlwollen hinaus mit solchen Verhaltensweisen wie Rücksichtnahme, Lob, Unterstützung, Hilfe, Rat, Anteilnahme, Zuhören und Mitfühlen, Kritik und Auseinandersetzung?“

Sofort kam es aus S. herausgeschossen: „Alles wichtige Merkmale freundschaftlichen Verhaltens und Denkens! Wobei...“, hier unterbrach C. harsch: „Das sind doch eindeutig moralische Verhaltens- und Denkweisen!!...“

S. reagierte prompt und ein wenig verärgert: „...Du immer mit deiner Moral. Ja sicherlich, in einem gewissen Sinne handelt es sich hierbei um moralisches Verhalten. Aber bitteschön: so etwas wie Anteilnahme, beispielsweise, oder auch der freundschaftliche Rat sind *wesentlich mehr*. Diese ›Phänomene‹, diese Tat-Sachen, werden philosophisch nicht angemessen begriffen, wenn man ausschließlich und vorrangig ihre moralischen Qualitäten in den Blick nimmt. Dies wird insbesondere bei Kritik oder Auseinandersetzung deutlich. Denn eigentlich scheint der Streit als Zeichen eines Widerwillens und der Unlust gerade das Gegenteil von Freundschaft zu sein. Wie können also Streit und Dissens zwischen Freunden bestehen? Das ist eine Frage, die mich immer wieder beschäftigt hat. — M., du bist

doch gewissermaßen ein Leidgeprüfter und Erfahrener in Sachen Streit zwischen Freunden?“

Durch diese direkte Aufforderung, über sich zu reden, antwortete M. ein wenig erschrocken: „Du spielst jetzt auf meine Freundschaft zu N. an? Ja, das ist schon wahr, N. war ›streitlustig‹. Im guten wie im schlechten Sinne des Wortes. Aber auch ich liebe Streitgespräche und Widerrede. Richtig scheint mir, dass der Streit zur Freundschaft gehört und nicht etwa als Zeichen ihrer Schwäche oder ihres Misslingens verstanden werden sollte. Freunde geraten aneinander ja gerade deshalb, weil sie sich nahe und nicht egal sind. Deshalb wirkt der Widerspruch des Freundes als eine Ablehnung oder ein Angriff, und ruft eher Unlust als Lust hervor. Nun sind Freunde aber untereinander gleichberechtigt, das heißt hier steht eine Meinung gegen die andere und eine dritte, übergeordnete Instanz gibt es nicht. So kommt es, sobald jeder von ihnen auf den eigenen Standpunkt beharrt, notwendig zur Auseinandersetzung...“

„... zum ›Widerstreit‹“, warf H. großspurig ein. „Es gibt dazu ein sehr interessantes Buch!“

M. nickte skeptisch: „...also die große Kunst des gerechten Streitens liegt darin, dass wir die Andersheit und Wahrheit des Standpunktes des Anderen gelten lassen und nicht unseren eigenen zum alleinigen Maßstab erheben. Damit hat sich mein lieber Freund N. immer schwer getan! Mich hingegen beleidigen und verstimmen widersprechende Urteile nicht, sie regen mich an und geben mir zu tun. — Im Streit zeigt sich am deutlichsten, ob einer fähig und bereit ist, in das eigene Denken und Fühlen das des anderen einzubeziehen und es daraufhin zu erweitern. Geschieht dies, gelingt selbst die so schwierige Situation des Streits. Dann erfahren die Beteiligten, dass sie ihr Eigenes voll geltend machen und dabei trotzdem auch dem Anderen das gleiche Recht zugestehen können.“

Eine Weile lang herrschte Schweigen unter den Freunden. Schließlich ergriff S. das Wort und ergänzte mit nachdenklicher Stimme: „In der Tat, das wäre gerecht und freundschaftliche Gerechtigkeit. Das besagt mithin, dass es im Zweifelsfalle von Charakterstärke zeugt, eher Unrecht zu erleiden, als dem Anderen Unrecht zu tun!“ Er blickte in die Runde und stieß auf C.s Blick:

„Ich will ja nichts sagen, aber das scheint mir nun zu moralisierend.“

„Der ausgetragene Streit“, griff M. ein, dabei seine Arme ausbreitend, „beweist die zuverlässige Grundlage einer wahren Freundschaft, weil die Andersheit des Anderen ausgehalten und Widerspruch und Widerwillen ertragen wird. Wenn Freunde sich streiten und ihre Freundschaft über ihre Meinungsverschiedenheit nicht zerbricht, dann stärkt der Streit ihre Beziehung, ja sie wird dadurch sogar bekräftigt.“

Besserwisserisch fügte H. hinzu: „Das stimmt! Die Sozialpsychologie nennt das Konfliktfähigkeit. Den Umgang mit Konflikten zu lernen: darin sieht sie eine besondere Rolle der Freundschaft für jeden Menschen, ungeachtet des Alters und der Klasse.“

„Auf mich bezogen“, setzte M. plaudernd fort, „kann ich sagen: Ich habe mich immer redlich bemüht, mein Gegenüber auch in seiner Fremdheit, den Freund auch in seiner Andersheit zu verstehen und gleichrangig zu achten. Nur...“, plötzlich wurde M. sehr ernst, „man stößt schnell an Grenzen, die eigenen oder die des anderen, in jedem Fall an die der gemeinsamen Beziehung. Und diese Grenzen sind gewissermaßen nicht äußere Ränder, sondern verlaufen mitten durch die Freundschaft. Beim Streit tritt etwas zutage, was gewöhnlich verborgen bleibt: die mögliche Trennung, der Abstand und Abgrund zwischen Freunden als voneinander letztlich unabhängige Individuen. Dies macht die Auseinandersetzung eben auch so heikel: es ist ein Tanz am Abgrund, das Ganze steht auf dem Spiel und sein Ausgang ist tatsächlich offen. Sollte ohnehin eine gewisse Dissonanz, ein Unwille da sein, können sich Freunde im Streit besonders schlimme Verletzungen antun. Auch dies, dass sich gute Freunde besonders wehtun können, weil sie sich gut kennen und sehr genau wissen, wo die Schwächen des anderen sind, tritt im Streit ja nur auf extreme Weise hervor. Und doch lässt sich Streit nicht umgehen, weil eben das Freundsein ein Selbstsein im gelassenen Anderssein ist. So bedeutet die Aus-ein-andersetzung immer Zerreißprobe der Güte und Substanz einer Freundschaft.“

C. sah M. mit verwunderten Augen an: „Wo hast du denn das her? Das ist doch nicht deine Sprache?“

M. wehrte mit einer Handgeste ab und fuhr sich nachlässig durchs Haar: „Um aber noch mal auf N. zurückzukommen: N. tendierte er dazu, seinen Standpunkt zum einzig gültigen zu erheben, und alles andere nicht wahr haben zu wollen; sprich: er neigte dazu, selbstgerecht zu sein...“

Spitz fiel H. ihm ins Wort: „...also sich bei Konflikten ungerecht zu verhalten und seine Freunde, aus Angst und Selbstschutz, anzufeinden, aber gleichzeitig nicht den Verlust der Beziehungen zu wollen, stimmt's!? Angesichts wahnsinnsträchtiger Vereinzelung ist es immer noch besser, den anderen die Feindschaft zu erklären, als ganz und gar beziehungslos zu sein! Insofern finde ich es bezeichnend, wenn so jemand dann davon spricht, Freunde sollten sich auch Feinde sein können.“

Verstört nuschelte M. vor sich hin: „Jedenfalls wird am Streit die Ereignishaftigkeit des Freundschaftsgeschehens deutlich.“

In dem Moment meldete sich S. zu Worte. Er drückte seinen sportlichen Körper in den Stuhl: „An diesem Punkt gebe ich den Metaphysikern recht, die sagen, alles Sein sei ein Werden und dass nichts feststeht und ewig gleich bleibt, sondern ständig in Bewegung und veränderlich ›ist‹. In bezug auf Freundschaft besagt dies also: Freundsein besteht im Freundwerden! Aus diesem Grunde spielt das Wissen, wie ich denke, so eine große Rolle bei einer Gestaltung einer ethischen oder philosophischen Lebenspraxis. Wenn nämlich ein gutes Gelingen von Freundschaften wesentlich davon abhängt, dass man sich zum einen über ihren erstrebenswerten Wert bewusst sein muss und zu anderen auch ein Wissen darüber braucht, wie man sich als Freund richtig verhält, scheint es hilfreich, über sie nachzudenken, sie zum Gegenstand der Reflexion zu machen.“

„Deshalb“, sagte E., „fand ich damals F.s Einwand treffend, dass es gerade Aufgabe der Philosophie sei, sich mit Freundschaft zu beschäftigen, wenn unter einem Philosophen derjenige verstanden wird, der ein bewusst selbstbestimmtes, auf das Glück eines guten Lebens bezogenes Dasein zu leben versucht.“

C. proklamierte: „Zumindest ist es wichtig, dass Freundschaft nicht für etwas Selbstverständliches zu nehmen, das wegen seiner Alltäglichkeit keines großen Bedenkens bedarf.“ C. öffnete den obersten Knopf seines Hemdes: „Stattdessen sollte eine Kultur der Freundschaft zu einem allgemeinen und öffentlichen Anliegen gemacht werden...“

„... in der Tat“, unterbrach ihn S., „zumal wir schon davon sprachen, dass die Art und Weise, wie wir über Freundschaft reden, auch bestimmt, als was sie uns erscheint. Gewissermaßen ist sie so, wie wir über sie reden.“ — —

Aufgebracht, wenn schon auch vom Gespräch sichtlich erschöpft, empörte sich H.: „Das ist doch immer das gleiche mit euch Theoretikern: wenn ihr an irgendetwas Gefallen gefunden habt, dann redet und redet ihr, sucht unermüdlich nach Gründen und Gesichtspunkten, bis es schließlich schön-geredet ist. Mit der Wirklichkeit hat das am Ende nur noch wenig zu tun. Ich kann nur noch mal wiederholen: ich kenne eigentlich nur unverbindliche Freundschaften. Man meldet sich nicht, macht Versprechungen, die man dann einfach vergisst, lässt eine Freundschaft absterben, ohne groß darüber nachzudenken, usw. Meine Güte, was sind sich ›Freunde‹ egal! Und wie M. über N. erzählt, ...na ja...“

M. schnaufte erzürnt; S. fuhr dazwischen: „Also, ich bin der letzte, der dem widersprechen würde! Ich mache mir überhaupt keine Illusionen von der Realität. Vor allem rede ich sie nicht schön! Zumindest hätten wir uns da vollkommen missverstanden. Ich sehe darin allerdings einen Grund, noch mehr über Freundschaften zu reden...“

„Freundschaft zu zerreden“, fiel ihm H. knochenhart ins Wort; E. kicherte müde, während S. energisch weiterredete: „...uns über das Selbstverständnis unseres alltäglichen Beziehungsverhaltens auseinander zu setzen. Aber du hast schon recht, H. Letztlich handelt es sich dabei um keine Verstehensprobleme! Der Impuls einer Ethik der Freundschaft zielt auf das, was möglich ist und damit auf die letztlich philosophische und einzig entscheidende Grundfrage: wie wir am besten leben können.“

C. zündete sich eine Zigarette an und bemühte sich sichtlich um ausgewählte Worte: „Gerade die realisierbare Möglichkeit guter Freundschaft gibt einem den notwendigen Maßstab, die Beschädigung des eigenen Lebens zu ermessen! Diesen Zusammenhang bezeichnet der Philosoph, dessen Tagebuch ich derzeit lese, sehr treffend als *minima moralia*. Und nun sage mir“, er wandte sich mit seinen Worten an H., „willst du etwa behaupten, der Mensch — du, du, du, ich“, C. zeigte mit dem Finger auf die Anwesenden, — „sei nicht zu guter Freundschaft fähig? Oder belegen die Beispiele und Erfahrungen, an die du denkst und die deiner Einschätzung zugrunde liegen, nicht eher den Mangel an einer Ethik der Freundschaft und eine Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit des Einzelnen? Denn woran sollte es sonst liegen, dass die meisten Freundschaften unverbindlich sind und nicht so gut, wie sie sein könnten, obwohl wir doch gerade durch sie Glück,

Lebenslust und persönliches Wohlergehen erfahren und sie uns möglich sind.“